

EINLADUNG & INFOS
»DIE GROSSE TOUR«
ROMANE SCHREIBEN



»ZWISCHENSTOPP«

ABSCHLUSSLESUNG DES SEMINARS

DI 9.11.2021 20 Uhr // Literaturhaus München
Moderation: Sandra Hoffmann und Gunnar Cynybulk

TEXTPROBEN
**LERNEN SIE DIE 10 AUTOR*INNEN
DES SEMINARS KENNEN**

»DIE GROSSE TOUR 2020/21«

Liebe Kolleginnen und Kollegen in den Verlagen,

kaum haben wir die Neuerscheinungen der Autor*innen unserer Schreibakademie gelesen – darunter Bücher von Asal Dardan, Angela Lehner, Denis Pfabe, Nadine Schneider, Simone Weinmann – da steht der nächste Jahrgang an der Tür. Hier ist er.

In diesem Reader stellen wir Ihnen die zehn Autorinnen und Autoren vor. Was verbindet sie? Dass sie aus 100 Bewerbungen für das Romanseminar in drei Blöcken mit Sandra Hoffmann und Gunnar Cynybulk ausgewählt wurden. Dass sie an ersten Büchern arbeiten, die in besonderer Weise authentisch verbürgt sind – durch persönliche Erfahrungen, literarische Interessen, einer Neugier auf Gegenwart. Was sie unterscheidet und sie eigen macht, dürfen Sie nun selbst entdecken.

Was können Sie mit diesem Reader machen? Sie können einen Eindruck von den fast fertigen Romanen bekommen. Sie können alle Autor*innen direkt kontaktieren und sie können sie persönlich kennenlernen und sich eingeladen fühlen zur

ABSCHLUSSLESUNG AM 9. NOVEMBER 20 UHR
IM LITERATURHAUS MÜNCHEN.

Und selbst, wenn Sie nicht kommen können, können Sie mit einem Streamingticket dabei sein (zu buchen über die Homepage unseres Literaturhauses).

Für alle Nachfragen offen und mit herzlichen Grüßen
Katrin Lange

ALEXANDER BURKHARD

»DER GOTT DER NACHSICHT«

Joshua macht einfach alles richtig. Selbst als er mit seiner Freundin Schluss macht, schenkt er ihr ein Wochenende im Wellness-Hotel; er arbeitet im Bio-Markt und nimmt sich Zeit für seine kleine Schwester Kim; er überzeugt seinen Immobilienmakler-Vater, zu einer nachhaltigen Bank zu wechseln. Glücklicherweise macht ihn das nicht. Um seine Familie wieder zusammenzubringen, reist er vor dem Todestag der Mutter seiner ältesten Schwester Emiko hinterher, die als Instagrammerin durch die Welt jettet, und verfasst, inspiriert von ersten Therapiestunden, ein Manifest der Nachsicht, das er auch an Kims Schule durchsetzen möchte. Der erste Satz: »Ich bin der Gott der Nachsicht. Du sollst keine anderen Götter neben mir haben. Aber wenn du welche hast, ist es auch okay, echt.« Kim plant eine Feier zum Tag der Toten, Emiko taucht plötzlich in München auf, und Joshua weiß nicht, ob er die Antidepressiva in seiner Jackentasche lieber nehmen oder im Klo runterspülen möchte.

»Der Gott der Nachsicht« ist ein Roman über drei ungleiche Geschwister, die unausgesprochenen Worte ihrer Mutter, und den unglaublich frustrierenden verflochtenen scheinbar langen und lohnenden Weg zu sich selbst und ein bisschen Glück im Leben.

ALEX BURKHARD studierte Skandinavistik, Neuere deutsche Literatur und Ethnologie in München, was er in seiner ersten Geschichtensammlung »... und was kann man damit später mal machen?« (Satyr Verlag Berlin, 2013) verarbeitete. Er war Münchner, bayerischer und deutschsprachiger Meister im Poetry Slam sowie Kabarettist, Literaturveranstalter und Workshopleiter in München. Außerdem Veröffentlichungen in Anthologien und Beiträge unter anderem für die *Süddeutsche Zeitung*. Er ist Träger des Kulturpreises seiner Heimatstadt Lindenberg und erhielt 2019 das Stadtschreiberstipendium der Stadt Rottweil. Er lebt in Düsseldorf.



LESEPROBE

»DER GOTT DER NACHSICHT«

*

1. KAPITEL, IN DEM ICH EINE UNTERHOSE KLAUE UND EINE BEZIEHUNG RICHTIG BEENDE

1

Ich erinnere mich an einen Tag als ich ungefähr acht Jahre alt war. Ich lief an der Hand meiner großen Schwester Emiko durch Schwabing und hatte Angst, dass ich Ärger kriegte. Nicht von ihr, sondern von Frau Storch, der netten Frau in der Bücherei, denn eines der Comicbücher in meinem Rucksack hatte einen großen Grasfleck auf seinem Cover, der noch nicht da gewesen war, als ich es vor drei Wochen ausgeliehen hatte.

»Vielleicht gibt's ne neue CD von TKKG«, sagte Emiko und wurde etwas schneller. Sie wusste nichts von dem verschmutzten Buch, sie wusste nicht, dass ich nie wieder etwas aus der Bücherei ausleihen dürfte. Um meinen Hals baumelte mein Klettverschluss-Geldbeutel. Ich hoffte, dass mein Taschengeld reichte. Auf den letzten Metern sprach ich mir im Kopf vor, was ich gleich sagen würde. Ich durfte nicht Schuld sein. Ich war ein braves Kind, das wussten alle.

2

»Hallo ihr beiden«, sagte Frau Storch als wir reinkamen. »Braucht ihr neue Bücher?« Wir nickten eifrig. »Und CDs«, sagte Emiko.

»Da findet ihr sicher was. Bringt ihr auch etwas zurück?«

»Die Bücherei ist mein liebster Ort auf der ganzen Welt«, sagte ich.

»Schleimer«, sagte Emiko. Frau Storch grinste mich an.

Ich schluckte und wuchtete meinen Rucksack auf die Theke. Langsam zog ich den Reißverschluss auf.

Frau Storchs Sohn, Adrian, zeigte ich ein paar Jahre später meinen ersten Liebesbrief. Nach dem Tischtennispielen im Leopoldpark holte ich ihn vorsichtig aus dem Eckspanner und ließ ihn lesen. Es waren nur vier oder fünf Sätze, an Naomi, die in der Fensterreihe saß. Ich musste meinen Kopf sehr nach links drehen, um sie während des Unterrichts sehen zu können, ihr sonniges Gesicht mit den langen Wimpern.

»Wenn sie dich nach *dem* Brief nicht will, weiß ich's auch nicht«, sagte Adrian. »Alleine die

Schrift!«

Mir wurde ein bisschen schlecht.

»Soll ich ihn ihr echt geben?«

»Ja klar.«

Es war das erste Mal, dass ich jemandem etwas von mir gezeigt hatte, etwas Persönliches – und Adrian hatte mich nicht gefragt, ob ich noch ganz sauber sei. Vielleicht hätte er das getan, wenn er mich in unserer Jugend dabei erwischt hätte, wie ich eine seiner Unterhosen klaute. Es waren schwarze Boxershorts aus Seide, mit Fledermäusen darauf. Ich trug damals hauptsächlich graue Baumwollunterhosen, die Papa in einem Katalog bestellte. Der Onlinehandel war noch nicht so omnipräsent wie heute, und ich hatte niemanden, mit dem ich über Unterwäsche hätte sprechen können. Oder wollen. Also staubte ich regelmäßig welche von meinen Freunden ab, wenn ich bei ihnen war, steckte sie unter den Pulli, wenn sie gerade auf dem Klo waren oder was zu trinken holten. Ich frage mich, ob sie das mitbekommen haben, und falls ja, was sie von mir dachten.

3

»Vier Jahre Beziehung beendest du einfach so?«, fragte Marta.

»Nicht einfach so.«

Ich hatte eine Playlist erstellt. Gerade lief »Field Study« von The Marble Man. Ein tolles Lied. Marta schüttelte den Kopf. Strich sich mit dem Zeigefinger den flüssigen Mascara von der Wange.

»Du hast selbst gesagt, dass es zur Zeit so schwer ist mit mir«, sagte ich. »Ich bin einfach kein guter Freund mehr.«

»Josh.«

Ich nahm ihre Hand, sie ließ es zu.

»Weißt du noch, wie viele Geschenke ich dir in der Abiturphase gebastelt habe? Die Spur aus Teelichtern in eurer Einfahrt, unter einem Strauch das Gedicht? Sogar dein Papa war gerührt.«

In den letzten Wochen hatten wir so oft geschwiegen, und es war nicht mehr das gute Schweigen gewesen, das einen mit geschlossenen Augen lächeln lässt.

»Aber vielleicht will ich dich auch in dieser Phase als Freund haben? Glaubst du nicht, dass ich das selbst entscheiden kann?«

»So hab ich das nicht gemeint.«

»So klang es aber. Du willst mich auf irgendeine bescheuerte Art vor dir beschützen.« Sie zog ihre Hand aus meiner und ging ins Bad. Aus meinem Körper wich die Anspannung, mein Kopf fiel in meine Hände, ich atmete tief ein und aus. Dann ging ich zu meiner Jacke.

»Ich hab noch was für dich«, sagte ich, als sie wieder ins Wohnzimmer kam. Sie hatte sich nachgeschminkt, ihr Haaransatz war nass von dem Wasser, das sie sich vorher ins Gesicht gespritzt hatte. »Das hier ist ein Gutschein für ein paar Tage in einem ayurvedischen Hotel der in der Nähe, mit Massagen und so. Und das ...«

»Josh, was soll das jetzt?«

Sie wollte keine Antwort.

»Du machst mit mir Schluss und schenkst mir dann einen *Urlaub*? Und was ist das, ein fucking Buch? »Wie man gestärkt aus einer Trennung kommt« oder so ein Rotz? Was kommt noch? Wartet draußen ne Limo auf mich? Willst du mich noch zu Kims Geburtstag mitnehmen?«

»Ich hab Julia angerufen und sichergestellt, dass du die nächsten Tage jemanden zum Reden hast«, sagte ich leise.

»Sag mal spinnst du? Du kannst doch so was Persönliches nicht einfach rumerzählen, und auch noch bevor du es mir sagst!«

»Ich habe es ja nicht *rumerzählt*, nur ...«

»Was läuft eigentlich falsch bei dir!«

Sie schubste mich in den Flur, ich leistete keinen Widerstand. Zog mir die Schuhe an, die Herbstjacke. Marta pfefferte meinen Rucksack an die Tür. Ihrer stand noch im Eingangsbereich, wahrscheinlich waren die Brotzeitboxen, die sie sich mit in den Kindergarten nahm, noch darin. Sie vergaß jeden Tag, sie rauszunehmen.

»Ich wollte nur, dass es dir gut geht«, sagte ich.

»Dann hau einfach ab.«

Ich spürte ein Brennen unterhalb der Rippen. Ich schaute noch mal zu Marta, die sich schon umgedreht hatte und ins Wohnzimmer verschwand, wo gerade »Cornerman« von St. Thomas lief. Ich fragte mich, ob sie weiter hören würde. Die Songtitel versprachen Trost: »Woke Up New«, »No Fear of Falling«.

Ich zog unsere Wohnungstür zu und stieg die Stufen aus dem dritten Stock hinunter, ohne Licht zu machen.

4

Frau Storch hatte die Bücher und Comichefte aus dem Rucksack gezogen und alle abgestempelt. Sie hatte den Fleck nicht bemerkt.

Nun stand ich vor dem Regal mit Tim & Struppi und zog vorsichtig ein Heft heraus. »Die Juwelen der Sängerin«, super, das kannte ich noch nicht! Als ich es nach vorne trug, fühlte ich mich schlecht. Was, wenn ich auch dieses Buch kaputt machen würde?

Und wahrscheinlich kriegte der nächste, der mein dreckiges Heft ausleihen würde, anschließend Ärger, vor allem wenn Frau Walser da war und nicht Frau Storch, denn Frau Walser schaute die Bücher immer etwas genauer durch.

»Ich habe da einen Fleck drauf gemacht, Frau Storch, Entschuldigung«, sagte ich und wühlte auf dem Ablagestapel nach dem Comicbuch. Frau Storch wusste erst gar nicht, wovon ich sprach. Dann holte sie einen Zettel aus der Schublade und notierte darauf etwas mit Kugelschreiber. Ich riss meinen Geldbeutel auf. »Muss ich das jetzt bezahlen?«, fragte ich.

Irgendwo in mir wurde dieses Erlebnis unter »noch ganz sauber« gespeichert.

5

Aber dann kam die Pubertät, und in der sind die Wenigsten ganz sauber. Ich hasste meinen Körper: Meine Brustwarzen wanderten nach innen und vorne, und dann zog sich die rechte beinahe in den Körper zurück, als wollte sie mein Herz stillen. Nach dem Duschen drückte ich an mir herum, stimulierte die Nippel und war mir sicher, dass etwas falsch war mit mir. Aber wen hätte ich fragen sollen?

»Hey, Adrian, sind deine Brüste auch ungleich groß?« Es war eine Sache, ihm den Liebesbrief gezeigt zu haben. Da stand nur drin, wie schön ich Naomis Augen fand, besonders wenn sie in Deutsch von einem neuen Buch sprach. Wie ich es mochte, dass sie sich von niemandem was sagen ließ. Wie schön es wäre, mit ihr ins Kino zu gehen. Wegen dem Brief konnte man mich mögen, wegen der schönen Schrift, aber nicht wegen meines Körpers.

Außerdem waren unsere Tischtennistage vorbei. Adrian hätte mich gefragt, ob ich ein Mädchen wäre, und weiter Counter Strike gezockt.

6

Zwei Wochen, nachdem ich Naomi den Brief gegeben hatte, fand eine Mittelstufenparty in der Schule statt. Die alte Aula war mit dunklem Mullton abgehangen und in einen Club verwandelt worden. Andi aus der Elften stand am DJ-Pult und zog Lieder in den Windows Media Player.

Ich lungerte in der Nähe des Getränkestandes und verwickelte im Verlauf des Abends verschiedene Freundinnen und Freunde in ein Gespräch, damit es nicht den Eindruck machte, dass ich nicht tanzen wollte.

»Glaubst du, dass wir Montag ne Bio-Ex schreiben?«, fragte ich Cem. Cem rollte mit den Augen und drückte mir ein Bier in die Hand.

Dann löste sich Adrian aus der Menge und sagte: »Joshi, Naomi hat nach dir gefragt. Du sollst sie um halb elf draußen treffen.«

Ich wischte mir über die Stirn, trank umständlich einen Schluck Bier, anschließend fiel mir mein Kinn auf die Brust.

»Komm, entspann dich. Die wird dich nicht sehen wollen, wenn sie dich scheiße findet.« Ich ging auf die Toilette, träufelte mir etwas Wasser in die Haare, das sich mit dem Gel vermischte. Jetzt waren meine Hände klebrig, ich wusch sie, dabei spritzte mir Wasser auf das Hemd. Ich trocknete es mit Papierhandtüchern, von denen kleine Krümel in den Flecken hängen blieben. Ich schwitzte. Rubbelte mit der Handwurzel über das Hemd. Auf dem Pausenhof wartete Naomi auf mich und sagte, dass sie den Brief total schön fand. Würde sie mich gleich küssen? Sie roch nach einem der Alkopops, die die Mädchen auf Partys immer tranken. Ich schaffte es, Naomi in die Augen zu schauen. Zählte die Sekunden: zwei, drei.

Dann blickte sie sich zum Eingang um, wo Karla und Ivana auf sie warteten.

»Ich find, dass du total nett bist, Joshi.«

»Du auch.«

»Aber ich bin nicht verliebt in dich.«

Mir stiegen die Tränen in die Augen. Naomi drückte mich und verschwand nach drinnen.

Später knutschte sie mit Andi.

7

Marta war lange mit mir traurig gewesen.

»Das muss so schwer sein, wenn man auf einmal keine Mama mehr hat.«

»Klar. Aber das geht ja vielen so.«

»Ach Josh«, hatte sie gesagt und ihren Kopf auf meine Schulter gelegt.

Es kommt der Moment, in dem das eigene Innere wichtiger wird als das Außen.

Irgendwann schreit es, und tobt und lässt sich auch mit noch so viel Mitgefühl oder Anerkennung durch die Umwelt nicht mehr wegdrücken. »Was die anderen von dir denken, wissen wir«, sagt es. »Aber was denkst du über dich?«

Dieser Moment kam bei mir letztes Jahr. Und er hatte etwas damit zu tun, was in den Wochen nach der Trennung von Marta passierte.

CHRISTIAN ENGEL

»SAGEN«

Ist »Ich« nicht nur der Titel einer Geschichte, die wir uns selbst erzählen? Der 20-jährige David hat sich mit dem Abitur von seiner Jugend verabschiedet und für sich die Identität des Literaten gewählt. Im Spätsommer 2008 zieht er – den Kopf voller Adorno und Proust – nach Frankfurt am Main, um dort Philosophie und Germanistik zu studieren. Er beginnt sein neues Leben in einer Altbau-Wohnung, die er sich mit einer Kunst-Studentin, einem Bühnentechniker und einem Aktienanalysten teilt. Im WG-Alltag sucht David vergeblich nach poetischer Größe: radikale Kapitalismuskritik prallt auf Shopping bei Ikea, Proust'sche Melancholie auf lautstarken Sex von Mitbewohnern. Bis die exzentrische Cori einzieht, die »jeden Moment eine Andere sein will«. Die neue Mitbewohnerin promoviert über Ovids »Metarmorphosen« und hält jede Identität für eine »Sage«, die vom Leben abhält. David verliebt sich in sie. Doch als Cori sowohl mit ihm als auch mit dem Aktienanalysten eine Affäre anfängt, werden die Konflikte in der WG immer brutaler. Eine Geschichte über Ich-Geschichten und die Frage, wer wir werden, wenn sie scheitern.

CHRISTIAN ENGEL wurde 1989 in Offenbach am Main geboren. Er studierte Politikwissenschaft und Soziologie in Frankfurt am Main sowie Brighton und absolvierte eine Journalistenschule. 2010 gewann er einen Hauptpreis des Hessisch-Thüringischen Literaturforums. Journalistische Beiträge für *FAZ*, *Spiegel Online*, *rbb* und *hr*. Literarische Veröffentlichungen in Anthologien und Zeitschriften. Seit 2016 arbeitet er als Redakteur in Berlin.



LESEPROBE

»SAGEN«

*

o

Und wieder einer dieser sanglosen Tage. Schon beim Öffnen der Tür lief mir der Regen die Rippen runter. Die paar Meter zum Corsa vor dem Mietshaus und ich quetschte statt eines Umzugskartons nur noch einen Quader durchweichter Pappe in den Kofferraum. Zurück in der Wohnung gähnten mich die leeren Räume an, als ich – schon bis auf die Unterhose nackt, aber immer noch tropfend – an den letzten Bücherkisten vorbei noch einmal den Boden wischte. Das Schlaf- und das Wohnzimmer waren in dichtes Rauschen eingesunken, die Fenster mit Wasserhaut bespannt, die Rücken der Häuser gegenüber eine schwarze Wand. Ich glaube nicht, dass ich da schon daran dachte.

Nach dem Putzen setzte ich mich auf eine der Kisten, fröstelte, legte meine Hand in den Bauch der Tapete und zählte die Kratzer im Parkett. Während die Heizung Schuhe, Jeans und Pullover warmgluckerte, zog ich ein Buch aus einem Karton. Die Reclam-Ausgabe von Ovids Metamorphosen. Beim Aufschlagen fiel mir der Zettel entgegen. »Sagen« stand darauf mit einem »a« wie ein Kopf und einem »g«, das mir den Hals abschnürte. Ich ließ das Buch fallen und bemühte mich, durchzuatmen.

Weil es mir auch Minuten später nur ausnahmsweise gelang, weil ich überall schwarze Flecken sah, weil ich noch in der Eisaura der porösen Fensterdichtung schwitzte, weil »Aufheben« auf der anderen Seite des Zettels stand, deshalb erinnerte ich mich wieder daran. Wie es war, David und zwanzig zu sein und warum alles kommen musste, wie es kam. Mir wurde klar, dass das eine mit dem anderen verkettet und nur im Zusammenhang verständlich ist. Deshalb habe ich begonnen, das hier aufzuschreiben, für Dich. Denn es war so:

*

1

An dem Tag, an dem David Weber (also mein zwanzigjähriges Ich) die WG zum ersten Mal zu Gesicht bekam, war er kaum zurechnungsfähig. Es war ein Samstag im Spätsommer 2008 und er hatte die Nacht zuvor – immer noch im Post-Abitur-Rausch – bis 5 Uhr abwechselnd Proust gelesen und Arte geschaut. Gegen halb 10 war er mit weit aufgeknöpftem Hemd auf der Couch in seinem Kinderzimmer aufgewacht und hatte in der Vormittagshitze zum Heusenstainer Bahnhof rennen müssen. Unterwegs hatte er (Sekundenschlaf) einen Umstieg verpasst und statt zwei zweieinhalb Stunden zum Frankfurter Hauptbahnhof gebraucht.

Dort angekommen, kämpfte er sich, Google Maps folgend, durch den Verkehr und über eine Brücke. Die Innenstadt schlierte an ihm vorbei. Am Schaumainkai ließ der Trubel nach und während er durch das Gassengestrüpp dahinter tappte, spürte er die Sonne in seinem Nacken. Nach wenigen Minuten stand er vor einem klotzigen Mehrfamilienhaus. Er checkte sein Handy. Die Adresse stimmte. Es war 12:57. Gerade noch pünktlich. Im Selfie-Modus der Kamera betrachtete er seine zerzausten Locken und zog einen im Bund verhedderten Teil seines schweißnassen Slim-Fit-Hemds aus der Hose. Dann kam jemand aus dem Haus und hielt David die Tür auf. Die breite Wangentreppe aus gebeiztem Eichenholz knarzte erhaben unter seinen Schnallenschuhen. Ihm war noch schummrig von der Hitze und in seinem Sichtfeld flackerten (Sekundenschlaf) schwarze Punkte auf, während er in den dritten Stock stapfte. Die Anstrengung brummte ihm im Schädel und rüttelte ihn wach.

Er wollte gerade an der Tür klopfen, da öffnete eine junge Frau. Ihr laubgrünes Haar war an Stirn und Schläfen zu einem Strähnchenkamm geschnitten, der in einen Zopfknotten am Hinterkopf mündete. Unter ihrem Blümchenkleid trug sie pinke Plüschmonster-Pantoffeln. Sie lächelte ihn mit tiefweißen Zähnen an.

»Bist du – oh nein –«

Sie stieß einen kleinen Schrei aus.

»Ich bin ja soo blöd –«

Sie schloss immer noch lächelnd die Augen und schlug sich die Hand vor die Stirn.

»Du musst ja Dave sein!«

Sie streckte die Arme zu einer Diagonalen aus und hopste auf ihn zu.

»Hi! Ich bin so froh, dass du da bist, und wie pünktlich, echt supi.«

Sie blieb kurz vor ihm abrupt stehen und senkte die Arme.

»Moment... du weißt ja noch gar nicht – ich bin Fe und wohne hier mit den zwei andern Scherzis.«

Sie kicherte und schüttelte seinen Arm mit beiden Händen.

»Hast du Hunger, was frag ich, keine Widerrede. Komm mit.«

Sie zog David in die Wohnung. Auf ihrem Hinterkopf hüpfte der grüne Zopf.

»Wir haben super leckere Kreppel und Kaffee. Tee auch, wenn du magst, aber nur Minze. Ich habe Homer extra gesagt, er soll auch noch andern mitbringen, aber naja. Da hinten ist übrigens gleich die Küche.«

Davids Ledersohlen klackerten auf dem Parkett. Der schmale Flur führte an Türen links und rechts vorbei zu einer Biegung, hinter der sich die Küche und das Wohnzimmer befanden.

»Taataa! Humi, guck mal wer da ist!«, trällerte Fe.

»Ich kohomme gleich«, trällerte eine sonore Stimme zurück.

»Guhut, wir warten in der Küche. Die ist monster fresh, weißt du, und so schön.«

Fe breitete die Arme aus, drehte sich zu David um und schritt rückwärts in die Helligkeit, die sich am Flurende auftat.

»Gefällt sie dir? Toll, oder? Erst wollten wir ja was Bunteres nehmen, aber Ferdi hat darauf bestanden, dass wir die hier nehmen und es hat sich echt gelohnt.«

David senkte den Kopf zu Boden, um seine Augen an das weiße Licht zu gewöhnen.

»Ja, die Fliesen sind mega«, sagte Fe. »Was willst Du trinken? Einen Espresso? Cola? Tee?«

David hob den Kopf und sah Fe an. Sein Blick flackerte wieder und die Müdigkeit drückte ihm von innen gegen die Pupillen.

»Ähm, ein Espresso wäre gut.«

»Cool!« Fe nickte. »Mache ich – ah, damn. Die Bohnen sind noch in der Abstellkammer. Bin gleich wieder da.«

David wollte abwehren, da rutschte Fe schon über den Flur. Allein in der Küche glitt sein Blick über die Schränke und die stählernen Utensilien (Spüle, Messer, Kochlöffel) zu der verglasten Balkontür, die die Frankfurter Innenstadt wie ein Aquarell umrahmte. David trat näher.

Die Sonne döste im Nachmittags Himmel über einem wabernden Fluss, in dem sich die Platanen eines Parks spiegelten. Am anderen Ufer: Glasbauten und Wolkenkratzer.

Eine Hand tippte David auf die Schulter.

»Ich hab' die Bohnen. Jetzt geht's los. Setz dich schon mal.«

Fe, eine große Tüte Arabica im Arm, wies lächelnd auf drei weiße Barhocker, die um einen hohen Tisch standen. David setzte sich auf den Hocker ganz links, mit dem Rücken zur Tür. Fe öffnete die Tüte, goss die Kaffeebohnen in eine massige Maschine und drückte ein paar Knöpfe. 20 Sekunden Lärm später reichte sie ihm eine Tasse Espresso und setzte sich im Schneidersitz neben ihn. Unter Fes Knien lugten die gelben Augen der Plüschmonster-Pantoffeln hervor. Fe sah David an, schloss die Lider für einen Moment, öffnete sie wieder. David nippte an dem Espresso, der ihm in die Zunge biss. »Danke, sehr gut.«

»Das freut mich. Erzähl mal. Wo kommst du her?«

»Äh, Heusenstain, das ist in der Nähe von Kassel.«

»Kassel, wow, da waren wir letztes Jahr mit dem Seminar auf der Documenta.«

»Du studierst Kunstgeschichte?«

»Kunst«, lächelte Fe. Sie legte den Kopf mit geschlossenen Augen zur Seite, formte mit den Fingern ein Herz: »Leben ist Kunst, Kunst ist Leben. Aber wir waren bei dir. Warum Frankfurt?«

»Ehrlich gesagt, die Universität. Kracauer, Adorno. Habermas lehrt hier noch. Ich habe mich für Philosophie und Germanistik eingeschrieben, da hat die Uni einen Namen. Ja, und Kultur. Ich habe gelesen, die Alte Oper spielt alles von Bach bis Schöneberg und ...« Grübchen bildeten sich in Fes Wangen, als sie die Mundwinkel anhob.

»Du magst Musik, wie cool. Du musst dich unbedingt mit Homer unterhalten, der spielt Schlagzeug in einer Thrash-Death-Band. Der hört, glaube ich, auch sowas. Warte, ich gucke schnell, wo er die Kreppel hingelegt hat.«

Fe sprang auf und rutschte wieder in Richtung Flur. David rieb sich das Gesicht. Vor ihm wogte ein Schatten über die Wand, in seinen Ohren summte eine Lüftung, während seine Lider langsam schwerer wurden, der Kopf ihm im- (Sekundenschlaf) -mer öfter in die Hände kippte und –

Eine Axt aus Lärm. David verlor vor Schreck seinen Halt auf dem Hocker und fiel seitlich auf die Arbeitsplatte, die mit gepunktetem Linoleum beschichtet war, wie er bemerkte, als sein Gesicht darauf hämmerte. Einen Moment später lag er auf dem Boden, sah inmitten eines Gehörgangarmageddons ein haariges Etwas auf den Türrahmen einprügeln. David spürte die kalten Fliesen, eine warme Hand, dann kamen die Schleier.

ANN ESSWEIN

»MIMIKRY«

Ein Mann steht sieben Stunden lang regungslos im Zentrum einer Stadt. Verängstigte Passanten rufen die Polizei. Seine Hände sind in den Hosentaschen vergraben. Es ist unklar, ob er bewaffnet ist. Auch als ein Sonderkommando ihn festnimmt, bleibt er regungslos. Psychisch krank sei er, heißt es in einer dpa-Meldung. Der Entwicklungsroman beginnt mit dem Endpunkt der Geschichte und seinem Leitmotiv: Der Auseinandersetzung mit Andersartigkeit. Ein Gefährder, ein Verrückter, ein Wohnungsloser. Wer ist der Festgenommene, wer war er? Drei Erzählperspektiven begleiten das Heranwachsen einer Person, die entschieden hat bei einem Spiel nicht mitzuspielen: Einen Platz in der Gesellschaft zu finden. »Mimikry« (AT) handelt vom gesellschaftlichen Platzkampf zwischen Konformität und Abnormität und den Abgründen dazwischen.

ANN ESSWEIN, Freie Journalistin und Autorin. Bachelor-Studium in Journalismus und Visual Arts in Bayern und Irland. Kurse in Creative Writing, erste Lesebühnen-Erfahrung, später Masterstudium in humanitärer Hilfe. Schreibt heute u.a. für den *Spiegel*, die *ZEIT*, *taz*, *SZ* und den *Tagesspiegel*. 2019 wurde ihr Text »Abdullahs Puppe« für den Marlies-Hesse-Preis 2019 ausgezeichnet. Ein Jahr später wurde ihre Reportage »Was, wenn ich Nein sage« für den Nannen-Preis nominiert. Außerdem hat sie literarische Texte für u.a. die »Honich«, Anthologien und für Lesebühnen veröffentlicht. In Graz war sie Stipendiatin für Junge Literatur und im November 2021 wird sie als Finalistin beim Open Mike antreten.



LESEPROBE

»MIMIKRY«

*

Es war eine Zeit, in der alles bedeutsam schien und jede Handlung entscheidend. Das letzte Schuljahr ihres Lebens breitete sich unter ihren Füßen aus und Johanna schritt zaghaft so dahin. Die Bilder, die hängen blieben, gingen etwa so: Ein Mond, der auf dem Wasser zu hüpfen schien. Lachen, das in der Strömung erstickte. Das Gefühl vor lauter Schwindel nicht zu wissen, ob man gerade nach vorne oder zurück fällt. In diesem, exakt in diesem einen Moment hätte Johanna gerne auf Pause gedrückt und zurückgespult, an den Anfang, als Arda den Lauf der Geschichte mitbestimmte. Jetzt war es zu spät.

Es war der Tag der Matheprüfung. Im Akkord rieben sie die schwitzigen Hände an den Außenseiten ihrer Hosen. Sie versuchten nicht nervös zu sein, mit aller bemühten Coolness. Drei Stunden lang saßen sie in der Turnhalle, in einer scheinbar endlosen Aneinanderreihung angestrengt über den Tisch gebeugter Hinterköpfe. Sieben Jahre lang hatten sie Gleichungen, Formeln und Regeln gelernt, um ihr Wissen in drei Stunden auf ein Blatt zu kritzeln. Dann endlich das Läuten, das Aufatmen, das Seufzen und Stühlerücken. Ein letztes Mal strich Johanna über die fünfundzwanzig karierten Seiten. Irgendjemand würde per Rotstift bestimmen, wie ihre Chancen in dieser Welt sein würden, was sie studieren würde und in welcher Stadt. Würde, hätte, könnte. Auf dem Weg nach draußen noch verschachtelten sie die Konjunktive in aufgeregten Gesprächen. Ach, egal wie es war. Sie hatten es nicht mehr in der Hand, sagten sie sich, und die ersten Biere ploppten auf. Dann ein zweites. Das dritte Bier führte sie zum Gasthof Hasenbrunnen, ein Zwischenstopp an die Bushaltestelle. Sie fuhren mit dem Fahrrad durch die Stadt, laut und ausufernd wie ein Hochzeitskonvoi.

Zu Hause stoppten sie nur, um Schlafsäcke abzuholen. Während die anderen vor dem Gartenzaun warteten, ignorierten sie feierlich die sechs W-Fragen der Eltern: Wann, wer, wie, was, warum und worauf bezieht ihr euer Tun? Das alles zählte ab diesem Tag nicht mehr. Die Fahrräder quietschten über die Feldwege. Und je weiter sie sich von den Häusern entfernten, desto ruhiger wurde die Euphorie. An der Böschung angekommen, glaubten sie, alles auf einmal abgehakt zu haben: das Abi, die Schule, die ewigen Tests. Immerhin: die größte Etappe ihres bisherigen Lebens. Es konnte losgehen. Womit, wusste keiner so wirklich. Aber das Gefühl schmeckte nach Kippen und Rotweinflecken in frisch bezogenen Kinderzimmerbetten. Die Bäuche an das hölzerne Geländer gelehnt, schwiegen sie und blickten auf die tosende Flussschneise. Wie Sportler kurz vor der Ehrung hielten sie das Bier vor der Brust. Rechts und links grinsten sie in die Runde. Und auch er stand da. Arda. Hob sich am Geländer fest, als wüsste er nicht so recht, ob er hier sein dürfte.

»Arda, hey, kommst du mit an den Fluss?«, hatte Johanna auf dem Weg zur Matheprüfung ihm zugeflüstert.

»Ja, sehr gerne. Ein Spaziergang?«

Natürlich war er der Einzige in der Klasse, der nicht Bescheid wusste. Aber niemand würde sich wundern, wenn er trotzdem dabei wäre. Und noch käme niemand darauf, dass sie ihn mitgeschleppt hatte.

»Eine Mutprobe«, wiederholte sie, was die anderen gesagt hatten. Sie wollten sich um Mitternacht an der Flussschneise treffen. Die Nacht im Wald verbringen. Jeder für sich in völliger Dunkelheit. Kein Handy, keine Taschenlampe, kein Feuerzeug. Nichts als Stille. Bei Sonnenuntergang wollten sie loslaufen. Zu Sonnenaufgang zurückkehren und alles, um eine neue Lebensphase zu feiern.

Die Kippenstummel flogen wie Glühwürmchen in den Fluss. Er toste ins Tal, riss rechts und links unentschlossene Bäumchen mit. Auf den Wellen hüpfte der Mond auf und ab wie ein Pingpong-Ball. Ein endloses Rauschen, in weiter Ferne der Wasserfall. Würde man verstehen, was sich hier Gewaltiges abspielte, wenn man das Konzept Schwerkraft nicht kennen würde?

Über die abgemähte Wiese liefen sie zu unserem Lager. Die Grillen zirpten. Bis über ihre Köpfe loderte das Feuer, als wäre es die einzige Funktion, ein letztes Mal die Gesichter der anderen anzuleuchten, abzuleuchten, abzuspeichern. Es flackerte um Ardas gesenkten Kopf. Und da verfang sich Johannas Blick mit Ardas. Er lächelte eine Frage, die Johanna nicht verstand, und plötzlich war sie traurig.

*

Sie einigten uns darauf, dass sie keine Angst haben würden: vor dem Alleinsein und der Dunkelheit und allem zusammen, und der Jägermeister half.

»Was ist, wenn jemand in die falsche Richtung läuft?«

»Achwas. Siehste doch die Sterne.«

»Und Wildschweine?«

»Und Serienkiller?«

»Und das Loch zum Erdmittelpunkt?«

Sie lachten, lagen auf ausgebreiteten Decken und warteten nur darauf, dass es losging. Köpfe auf Bäuchen und auf Bäuchen rollten sie über den Boden, die Strohstoppeln piksten ihnen in den flauen Magen. Johanna war besoffen und zu fertig sich zu unterhalten. Ganz anders Tom. Laut, lallend schwang er laute Reden. Niemals würde er sich auf die Mutprobe einlassen. Manche kicherten, manche liefen direkt, manche im Slalom vom Feuer weg, manche blickten immer wieder nach hinten. Schritt für Schritt ging Johanna irgendwann auf den Wald zu, der wie eine schwarze Wand vor ihr lag, an der sie abschmettern könnte, wenn sie zu schnell lief. Und mit jedem Schritt ließ die Wärme des Feuers an ihrem Rücken nach. Feucht empfing sie die Luft, als sie den Waldrand erreichte. Noch einmal blickte sie durch die dichten Bäume zurück zum Feuer, an dem immer noch Tom und Richie saßen. Natürlich nahmen sie das Ganze nicht ernst. Die Stille und das Nachdenken stand ihnen nicht.

Zeit wurde ein nebliger Zustand. Sie hätte Stunden oder nur Minuten, links oder rechts oder auf oder ab laufen können. Da war nur das Moos und die Wurzeln unter ihren Füßen. Fallen oder Laufen, so genau war es nicht mehr zu unterscheiden. Der Mond drehte sich. Die ganze Schulzeit zog in Bilder vorbei. Und plötzlich kam ihr das Gefühl, kotzen zu wollen, kotzen, laut und mit Nachdruck. Sie schrie in die Nacht und ein aufgescheuchter Vogel hob ab, riss einen Ast knackend zu Boden. Und irgendwann, als Johanna nicht mehr laufen konnte, legte sie sich mit der rechten Gesichtshälfte auf den moosigen Untergrund. Sie ließ die Ameisen wehrlos über ihre Fußknöchel marschieren. Dann war es vollkommen still. Dann war alles vollkommen klar.

Die Sonne ging wie ein Stroboskop zwischen den Bäumen auf. Johanna blieb liegen, beobachtete, wie sie emporstieg, bis der pelzige Geschmack in ihrem Mund verschwand. Und plötzlich hatte sie es eilig. Sie wollte los, weg, freute sich plötzlich auf alles, was kommen würde: das Wegziehen, das Neue und Erwachsenwerden. Was auch immer da war. Im Stechschritt lief sie durch den Wald, dem Rauschen des Flusses entgegen. Das Feuer brannte noch. Manche waren schon zurück, rieben sich die Augen. Andere kamen erst nach und nach wieder zurück.

Nur Arda, Arda kam nie wieder.

*

NICOLAS FREUND

»ELLI«

Was kann man wissen? Nun: Das, was man gelernt hat. Oder gibt es auch andere Formen des Wissens? Und wo liegen die Grenzen des Wissbaren? Lassen sie sich möglicherweise verschieben? Zach liebt Elli. Und Elli ist weg. So viel ist sicher. Warum sie einfach verschwunden ist, weiß Zach aber nicht. Wissen und Gewissheit sind immer auch eine Frage der Perspektive. Zach fliegt nun ohne Elli, die auf keine seiner Versuche der Kontaktaufnahme reagiert, zu einem Forschungsaufenthalt in die USA. An der Uni dort trifft er die eigenwillige, aber unsichere Joe, die in vielem das genaue Gegenteil von Elli ist. Gemeinsam machen sie sich auf die Suche nach Zachs verschollener Liebe. Gleichzeitig verändert ein nie dagewesenes Ereignis die Welt: Ein unbekanntes Objekt, das künstlichen Ursprungs sein muss, soll in unserem Sonnensystem aufgetaucht sein und nicht nur Zach muss sich die Fragen stellen: Wer bin ich eigentlich? Und wer sind die Anderen?

NICOLAS FREUND, geboren 1985 in München, veröffentlicht regelmäßig journalistische, wissenschaftliche und literarische Texte zu Themen aus Kultur, Politik und Digitalisierung. Er studierte Literaturwissenschaften und Kulturjournalismus in München, London und Princeton. Seit 2017 arbeitet er als Redakteur im Feuilleton der *Süddeutschen Zeitung*. »Elli« ist sein erster Roman.



LESEPROBE

»ELLI«

*

»Schmeckt das Bier nicht?«

Da stand sie.

Elli lächelte mich an, dunkle Haare rahmten ihr Gesicht.

»Komm, wir holen dir ein Neues.« Sie hörte nicht auf zu lächeln. Sie nahm mir die Bierflasche weg, stellte sie auf eine Kommode, nahm meine Hand und zog mich in die Küche.

»Na, klar«, sagt ich noch, viel zu spät, und hoffte sofort, dass sie es nicht gehört hatte. In der Küche ließ Elli meine Hand los, holte zwei Bierflaschen aus dem Kühlschrank, öffnete sie, der Rest der WG-Party ging weiter, als wäre nichts. Ich sah ihr zu wie ein Idiot. Sie nahm beide Flaschen und anstatt mir eine davon zu geben, drehte sie sich um und ging zielstrebig, mit durchgedrücktem Rücken in Richtung Balkon. Sollte ich ihr folgen? Hatte ich das falsch verstanden und sie wollte mir gar kein Bier holen? Ich folgte ihr. Auf dem Balkon stand ein Typ, der vorhin von Wittgenstein gesprochen hatte, die Blonde mit der flachen Nase und zwei andere Frauen, die mir noch nicht aufgefallen waren. Elli stellte sich mit dem Rücken an die Umrandung und hielt mir die Bierflasche hin. Das Gespräch auf dem Balkon war verstummt, weil anscheinend klar war, dass zwischen Elli und mir etwas Ungewöhnliches vorging. Die beiden Frauen rauchten erwartungsvoll. Die Körperhaltung von Wittgenstein und der Blondes verriet, dass er ihr gerade etwas erklärt hatte, aber mit seinem philosophischen Halbwissen doch nicht in Konkurrenz zu Ellis und meinem Auftauchen treten wollte. Mir war das unangenehm, Elli scheinbar gar nicht.

Nur kurz sah sie so aus, als wäre sie sich auch nicht ganz sicher, wie es jetzt weitergeht.

Sie nahm einen Schluck aus der Flasche und sah mir dabei in die Augen. Ich trank auch.

»Schmeckt besser, oder?«

»Voll«, antwortete ich und nahm demonstrativ noch einen tiefen Schluck.

Das war nicht, was ich erwartet hatte, aber ich beschloss, mitzuspielen. Offensichtlich hatte diese Frau etwas vor und vielleicht funktionierten ja so Partys: Indem man einfach mitspielte.

»Beschreib mal, wie's schmeckt.«

Was war das für eine komische Frage? Die beiden rauchenden Frauen sahen gelangweilt auf die Straße, Wittgenstein schaute interessiert, die Blonde sah Wittgenstein an.

Wie schmeckt eigentlich Bier?

»Säuerlich, frisch, kalt?« sagte ich vorsichtig. Elli sah mich ungeregt an. Wittgenstein machte sich bereit, etwas zu sagen. Ich nahm noch einen Schluck und schwenkte das Bier im Mund, wie bei einer Weinprobe. Ich schluckte. »Leicht erdig, irgendwie. Und fruchtig, aber nicht sofort.« Elli grinste leicht. »Kennt ihr das, wenn Bier manchmal nach Banane schmeckt?«, versuchte ich Wittgenstein und die Blonde mit einer spontanen Idee einzubeziehen. Die beiden rauchenden Frauen drückten ihre Zigaretten aus und gingen zurück in die Wohnung. Wittgenstein schaute irritiert. Die Blonde rief: »Ja, Weißbier! Das schmeckt voll nach Banane! Kennst du das auch?« fragte sie Wittgenstein, der sich endlich bereit gemacht hatte, etwas zu sagen. Elli sah grinsend in die Runde. Ich entspannte mich.

Wittgenstein nahm einen Schluck aus seinem leicht beschlagenen Weißweinglas und begann zu dozieren: »Merkt ihr nicht, wie uns die Worte fehlen?« Ich glaube, er hielt sich für einen Dichter oder mindestens einen Philosophen. Ich hasste ihn sofort, auch, weil ich mich darin wiedererkannte, was mir sehr peinlich war. »Warum sagt man, dieser Wein hier schmeckt mineralisch? Warum ausgerechnet mineralisch? Weil die Reben auf mineralreichem Boden gewachsen sind? Wer kann das denn schmecken? Und selbst wenn ein Experte den Unterschied schmeckt, schmeckt er dann die Mineralien oder weiß er, dass so ein Wein schmeckt, den man mineralisch nennt? Ist mineralisch nicht nur eine Metapher, für einen ganz anderen Geschmack, der eben entsteht, weil die Trauben in dieser und nicht in einer anderen Erde gewachsen sind?«

Ich überlegte, ob Wittgenstein neben seinen philosophischen Studien wohl in einer Weinhandlung arbeitete.

Er fuhr fort: »Ist euch aufgefallen, wie man beim Beschreiben von Getränken immer zuerst auf Worte kommt, die etwas mit Erde zu tun haben? Oder mit Pflanzen? Eigentlich müssten wir doch eigene Worte erfinden, um zu beschreiben, wie Wein, Bier oder Kaffee schmeckt. Was sollen das auch immer für Beschreibungen auf den Flaschen sein? >Geschmack von sonnengereiften Pflaumen, wilden Beeren und Zigarrenkiste im Abgang.< Habt ihr schon mal eine Zigarrenkiste geschluckt? Uns fehlen die Worte für das, was wir sagen wollen. Es ist da, aber wir können es nicht beschreiben, die Sprache gleitet geradezu davon ab. Warum wurden denn keine Worte erfunden für die verschiedenen Aromen? Warum muss man Metaphern benutzen? Wir haben Worte für Schlagbohrer und können präzise über Drehzahlregelungen oder Arbeitszeiterfassungsformulare und Kurbelwelle sprechen, aber beim Geschmack versagt die Sprache dann plötzlich?«

Vielleicht auch Gewerkschafter? Definitiv Linker, schon alleine, um dem akademischen Habitus gerecht zu werden.

»Aber möchtest du solche Worte für die Beschreibung von Wein und Kaffee? Ist es nicht viel schöner, wenn man eben nicht so genau sagen kann, wie es schmeckt?« fragte die Blonde. »Man soll es ja schmecken, und nicht sagen.«

»Kurbelwelle finde ich eigentlich ganz schön«, schaltete sich Elli ein. »Schmeckt kurbelwellig. Hat doch was.« Sie lächelte mich an. »Erinnert an Donauwelle und gleichzeitig an Motoren. Irgendwie spannend.«

»Aber das ist doch dann auch nur wieder eine Metapher!« Wittgenstein hatte sich etwas in das Thema hineingesteigert.

»Es muss eine neue Sprache erfunden werden«, forderte er. »Wieso ergreift niemand diese Chance? Die Entwicklung eines völlig neuen Idioms, eine Sprache, mit der wir über Geschmack nicht nur in Metaphern sprechen, würde uns ganz neue Dimensionen des Denkens und des Sprechens erschließen, die wir noch gar nicht erahnen können.«

»Aber wenn eine Sprache des Geschmacks so ungeahnte Möglichkeiten bietet, warum hat dann noch niemand diese Sprache erfunden«, fragte Elli so unschuldig schauend, dass Wittgenstein weitererkklären musste.

»Weil man lügen müsste. Und eigentlich lügen wir schon, wenn wir über den Geschmack sprechen, aber weil uns die Worte fehlen und wir uns darauf geeinigt haben, dass Wein, zum Beispiel, nach roten Früchten, Pflaumen und einem Hauch Vanille schmeckt, obwohl er das natürlich eigentlich nicht tut, würden wir nur eine Lüge durch eine andere ersetzen. Aber weil wir es glauben, schmeckt der Wein dann auch wirklich so. Die Sprache, die wir

bräuchten, gibt es nicht.«

»Das ist jetzt aber mehr Nietzsche als Wittgenstein«, konterte Elli, nicht mehr ironisch, sondern scheinbar ernsthaft an der Diskussion interessiert. »Ist es nicht gerade das besondere an der Sprache, wie sie durch diese Verwendung der immer gleichen Worte stets etwas Neues erschafft? Ist nicht das auf eine Art schon diese neue Sprache, die du forderst?«

»Moment«, schaltete sich die Blonde besorgt ein, »aber Wein schmeckt doch wirklich manchmal nach Vanille und Früchten. Warum soll das eine Lüge sein? Nur weil keine echte Vanille im Wein ist? Wo ist denn das Problem?«

»Er meint, also nicht Wittgenstein, sondern Nietzsche, dass wir nie zu den Dingen an sich durchdringen, sondern nur mit Worten operieren, die irgendwann eingeführt und dann auf alles mögliche ausgeweitet wurden. Unsere Wahrheit ist nur aus diesem Gewebe von Bedeutungen und Ähnlichkeiten abgeleitet und hat nichts mit den Dingen zu tun, wie sie wirklich sind. Könnte man so sagen.« Elli machte kurz Pause. »Die wirkliche Wirklichkeit, wenn man so will, ist für uns unerreichbar.«

Wittgenstein trank.

»Okay, so hätte ich das nicht gesagt«, antwortete die Blonde. »Aber gedacht hat das ja schon mal jeder so ähnlich, oder?«

»Wenn ich den Wein trinke«, fuhr Elli fort, »dann schmecke ich ihn nicht nur, er macht auch etwas mit mir. Das hat Nietzsche mit seinem Konzept des Dionysischen eigentlich auch schon gedacht. Der Wein wird ein Teil von mir, er regt nicht nur den Intellekt an, der mit Metaphern versucht, diesen eigenartigen, ungewöhnlichen Sinneseindruck fassbar zu machen, er regt auch meinen Körper an, das, was an mir Teil der Natur ist. Er führt zum Rausch und zu einer ganz andere Wahrnehmung der Welt und des Körpers. Ich glaube, man könnte sagen, das ist die andere Sprache, auch wenn es keine Sprache ist, nach der du suchen willst. Wie heißt du eigentlich?« fragte Elli Wittgenstein und prostete mir zu, wie um sich selbst für ihre Nietzsche-Rede zu gratulieren. Drinnen waren die Party-Hits einen harten Elektrobeat gewichen.

»Pascal. Und das ist Juls. Kennt ihr euch?«, er schaut erst zu mir und dann zu Elli.

Ich sagte: »Nein.«

Elli sagte: »Ja.«

Pascal sah Elli an: »Ich habe überlegt, dass die Unschärfe in der Sprache bei der Beschreibung mancher Dinge vielleicht ganz gut ist.« Er sah Juls an. »Wir holen uns mal was zu trinken. Wegen Rausch und so. Bis später, war nett mit euch.« Zu Elli: »Viel Erfolg weiterhin.«

Wir waren alleine auf dem Balkon.

»Und wie schmeckt das Bier jetzt?«, fragte Elli. Ich trank einen Schluck aus dem langsam schal werdenden Bier. Es schmeckte nicht mehr gut, aber ich musste jetzt etwas Gutes sagen. »Es schmeckt wie das Gefühl, tun zu können, was man will. Aber nur jetzt gerade in diesem Augenblick.«

Elli stellte die Bierflasche weg, legte ihre Arme auf meine Schultern und drückte sanft ihre ganz leicht feuchten Lippen auf meine.

»Und, wie schmeckt das?«

FABIENNE IMLINGER

»ALLES ÜBER MEINE ELTERN«

»Alles über meine Eltern« ist ein Roman über die Abwesenheit einer Familie und die Frage, ob Eltern eigentlich auch Menschen sind. Maude ist Mitte dreißig, als ihr Vater Karl plötzlich stirbt. Er hinterlässt nicht nur eine unwahrscheinliche Anzahl von Fernsehern und eine ungemütliche Chaiselongue, sondern auch eine Menge *unfinished business*. Maude begibt sich mit Hilfe ihrer zwei Tanten auf eine Reise in die Vergangenheit. Es ist ein Versuch zu trauern: um einen Vater, der seine Ehefrau jahrelang betrog; um eine Mutter, die zuerst in ihrem Kind Ersatz fand und sich dann aus dem Leben verabschiedete. Die Vergangenheit wirft Schatten auf Maudes Gegenwart, auf die Beziehung zu ihrem Freund Micha und die zu ihrem kleinen Sohn Jona. Immer wieder muss Maude sich ihrer eigenen Dunkelheit stellen, die sie dem Entschluss ihrer Mutter mitunter gefährlich nahebringt. Wo hört die Geschichte der Eltern auf, wo fängt die eigene an?

FABIENNE IMLINGER geboren 1980 in Salzburg ist promovierte Literaturwissenschaftlerin mit Schwerpunkt im Bereich der Gender und Postcolonial Studies. Als Literaturvermittlerin organisiert sie Veranstaltungen an der Schnittstelle von Universität und Literaturbetrieb, zuletzt etwa ein Symposium zu Politik in Tanz und Literatur und die Veranstaltungsreihe *literaturesaloon*. Zusammen mit Martina Kübler betreibt sie den Buchpodcast »Ich lese was, was du auch liest!«, der bei der Frankfurter Buchmesse 2020 als Bester Newcomer mit dem Buchblog-Award ausgezeichnet wurde. »Alles über meine Eltern« ist ihr erster Roman. Sie erhielt dafür 2021 das Literaturstipendium der Stadt München.



Foto © Maria Fischer

LESEPROBE

»ALLES ÜBER MEINE ELTERN«

*

Jona weckt mich, indem er »Will aufstehen«, ruft, einmal, zweimal, zwanzigmal in rasch anschwellendem *Crescendo*. »Ich komme, mein Herz«, antworte ich und stehe auf. Verschlafen oder genervt oder guter Dinge gehe ich zu ihm und er erwartet mich mit seinen Geschichten, seilt sich mit allerlei Firlefanz von der Nacht ab und landet schließlich in meinem Schoß.

Nur dass ich nicht »Ich komme, mein Herz«, sage, sondern »J'arrive, mon cœur«. Die Sprache einer Toten, die ich weitergebe an mein Kind. Auch für ihn wird meine Mutter nicht mehr sein als ein Haufen Geschichten, die lose sich verbinden mit dem kleinen Porträtfoto einer Frau, das auf dem Regal im Wohnzimmer verstaubt. Runder Silberrahmen, roter Pullover, verhaltenes Lächeln. Eine Oma, die für immer vierzig ist und 2,5 x 3 cm groß.

Kein Wunder also, wenn Jona manchmal durcheinanderkommt. Sein Vierjährigenhirn beginnt gerade erst die Information zu verarbeiten, dass sein Vater und ich nicht als Eltern auf die Welt kamen, sondern selbst einmal waren wie er. Als ich ihm ein Kinderfoto von Micha zeige und ihn frage, wer das ist, antwortet er: *Ich*. Als ich ihm mein Kinderfoto vorlege, lacht er verlegen, und ich sage: *Ich*.

Als Beweis für meine Kindheit – ein paar lausige Fotos. Kein Haus, in das man zu Weihnachten oder in den großen Ferien fahren kann, um dort zwei Menschen aus Fleisch und Blut zu besuchen, die wahlweise Mama und Papa oder Oma und Opa heißen. Zwei einwandfreie Elternteile, die Micha wie selbstverständlich vorweisen kann, und genauso leicht sind die Geschichten, die er beim geringsten Anlass auspackt. Geschichten von großer Oma und kleiner Oma, von Benjamin und den Luftkissenbooten und Rhododendron – ein Wort, das Micha bisweilen heute noch falsch ausspricht, weil sein Vater es absichtlich falsch betont hat.

Wir kannten uns keine fünf Minuten, da hat Micha zu mir gesagt: »Ich hab' vier Geschwister«, so wie andere von ihren Auslandsaufenthalten erzählten oder davon, dass sie in einer Band spielen. Wir standen in einer WG-Küche, auf einer WG-Party. Es war laut und wurde immer lauter. Irgendwer mixte einen Drink, der damals gerade angesagt war. Verließ jemand die Küche, ging eine La-Ola-Welle aus Gläsern durch den Raum. Jemand suchte auf Youtube nach seinem Lieblingslied und später tanzten Micha und ich zu *Empire State of Mind*. Da wusste ich schon, dass wir die Nacht miteinander verbringen würden, aber auch das war irgendwie wie immer.

Den Satz mit den Geschwistern habe ich mir trotzdem gemerkt. Vermutlich, weil ich ihm nichts entgegensetzen hatte. Ich sage auch jetzt nichts, sehe Jona an, der Micha ansieht: den Mund leicht geöffnet, sein Körper eine einzige Erwartung der väterlichen Geschichten.

Kein Wunder also, wenn ich mir neben Micha manchmal vorkomme wie ein Waisenkind aus einem Dickensroman. Niemand kann bezeugen, dass ich mir das alles nicht einfach ausgedacht habe. Meine einzigen Kronzeuginnen sind zwei alte Tanten in Marseille und die Sprache, die wir miteinander sprechen.

Selbst mir kommen sie unglaublich vor, wie sie mit ihrem verronnenen Make-up im

Türrahmen erscheinen. Zwei Gestalten, die uns nach langer Fahrt überschwänglich zu sich herabziehen, uns hineinziehen, ab in die Küche mit euch und das Kind bekommt erstmal einen Lutscher. Das Kind, also Jona, sitzt zufrieden auf dem Schoß seines Vaters und betrachtet mit Interesse die verkrümpelten Zehen in den Tantensandalen.

»Er ähnelt deiner Mutter!«

»Mein Gott, was erzählst du da, Simone! Françoise hatte die Augen grün. Sie war ein echter grüner Pfeffer! Nein, Younès ist das spuckende Bild seines Vaters. Er ist blond mit blauen Augen, wie Michel. Ein echter Deutscher eben.«

»Du hast recht, Arlette. Younès ist ein richtiger kleiner Arier. Ein schönes arisches Baby habt ihr uns da gemacht.«

Schon gackern sie los, Vater und Sohn fallen wie auf Kommando mit ein. Auf Michas fragenden Blick hin übersetze ich mit umständlichen Erklärungen, wobei ich mich länger als nötig bei der eigentlichen und uneigentlichen Bedeutung des Wortes *piment vert* aufhalte. Die Tanten schauen erst mich an, dann den Deutschen, dann wieder das Kind, dann klatschen sie unvermittelt in die Hände und rufen: »Also was machen wir jetzt, essen wir oder töten wir die Katze?«

(...)

*

Während der Fahrt las ich Zeitung, eine Angewohnheit aus der Zeit, als Zugfahrten noch Reisen waren und keine Versuchsanordnung mit diversen Unbekannten und Kind. Ich schickte Micha von unterwegs ein Foto - SZ Magazin zum Thema Väter, Rufzeichen, Knautschsmiley – und hinterließ eine Nachricht auf dem Anrufbeantworter meiner Arbeitskollegin. »Ich kann heute nicht kommen, weil, äh... mein Vater ist gestorben.« Auf dem Krankenhausflur eilte mir Cora schon von weitem entgegen, ihr graues Haar offen, ungewohnt. Sie sagte »Ach Kind« und nahm mich in den Arm. Sie war schon mit allem vertraut, welchen Fahrstuhl man nehmen muss und welchen Flur entlanggehen. Wie lange er noch dort liegen würde und wann der Pfarrer gekommen war, um sieben. Es war jetzt kurz nach zehn. Ob sie die ganze Zeit über dort gesessen hatte, in diesem Trauerraum genannten Zimmer. Rechts die Pathologie, links der Putzraum und dazwischen das hier. Karl lag auf einem Krankenhausbett. Sein Mund war aufgerissen, von einer weißen Vorrichtung auf gespreizt, aus der das Ende eines Intubationsschlauches ragte. In der Ecke dahinter ein Tisch, darauf ein Kruzifix, zwei brennende Kerzen. Die Deckenbeleuchtung war aus. Eine Neonröhre am Kopfende der Liege warf ihr Licht auf Karls Körper im Krankenhauskittel. Jemand hatte ihn zugedeckt, das dünne, weiße Laken bis zur Brust hochgezogen.

Cora zog mich neben sich auf einen Stuhl. Sie legte ihre Hand auf das Laken, wandte sich abwechselnd mir zu, dann wieder der Liege und erzählte ein weiteres Mal von der letzten Nacht.

»Gegen zwei Uhr ist er aufgewacht. Es war zwei Uhr. Ich habe auf die Uhr gesehen. Es war zwei und er fühlte sich nicht gut. Ihm war schlecht, du kennst ja deinen Vater.«

Sie hatte ihm eine Wärmflasche gemacht, einen Tee. Er setzte sich auf, legte sich wieder hin, stand schließlich vornübergebeugt in der Diele. Es hatte lange gedauert, bis das Wort Krankenhaus fiel.

»Ich habe ihn durch die Tür gehen sehen«, sagte Cora. »Ich habe gesehen, wie er durch die Tür gegangen ist. Er hat Angst gehabt. Die ganze Fahrt über habe ich seine Hand gehalten, du kennst ja deinen Vater. Ich habe nur schnell das Auto geparkt, weißt du.« Als sie die Notaufnahme betrat lag er am Boden, um ihn herum ein Gewirr aus Menschen und Apparaten.

Später am Abend, nachdem ich Cora genötigt hatte einen Teller Tomatensuppe zu essen, fand ich in der Krankenhaustüte mit seinen Habseligkeiten eine Hose mit feuchtem Schritt. Ich verstand nicht, und als sie es mir erklärte, dachte ich: *Auch das noch*. Man hätte das alles wissen können. Übelkeit, Atemnot, Angstzustände, Wassereinlagerung in der Lunge, kardiogener Schock, Darmentleerung.

»Wissen Sie, wenn man so schwer herzkrank ist wie Ihr Vater...«, hatte die Ärztin im Krankenhaus gesagt, und ich hatte auch das nicht verstanden. Karl hatte von Kontrollen gesprochen. Er referierte immer seine Termine, wenn wir uns sahen: am 9. Hautarzt, am 15. Golfspielen mit Fritz, nächsten Freitag zum Urologen, wegen der Prostata, und dann die Herzklappe.

»Wenn ich nicht aufpasse, setzen sie mir noch eine Schweineherzklappe ein!« rief er und grunzte. Jona blickte von seinem Babymilchschaumgedöns auf, lachte, als das Grunzen sich wiederholte und hielt Karl seinen Löffel hin. Und er gehorchte tatsächlich, ließ sich mit abgestandenem Milchschaum füttern und zufrieden in den hellgrünen Plüschsessel zurückfallen. Ein Sonntag Ende Februar: Karl, Jona und ich im *Café Jasmin*. Ich dachte, Karl sei unverwundbar mit seinem großzügigen Trinkgeld, den Cordhosen und den ganzen Exceltabellen und jetzt lautet die letzte Nachricht, die ich ihm jemals geschrieben habe: »Was ist los«, drei Fragezeichen.

Cora und ich saßen noch eine Weile bei ihm. Sie versuchte, mit einem Taschentuch vier kahlgerissene Stellen in seinem Haar zu bedecken. *Der Mund*, dachte ich, *was ist mit dem Mund*. Das alles war natürlich niemandes schuld, auch der missratene Trauerraum nicht. Nachdem Cora gegangen war, lehnte ich mich nach vorn und griff nach seinen Händen, die zusammengefasst unter dem Laken lagen. Karls zierliche Hände, die er mir, wie er gerne verkündete, vererbt hat. Ich erinnere mich an die sanfte Berührung meiner Wange in der Nacht. Jetzt waren seine Hände kalt und steif und auf seltsame Weise wahnsinnig schwer. Als ich sie berührte, wurde aus meinem Vater eine Leiche.

GRIT KRÜGER

»TUNNEL«

Mascha Heerdmann will große Taten vollbringen. Jetzt hat sie die Arbeitsagentur in eine Seniorenresidenz am Rand einer deutschen Kleinstadt vermittelt: 3.000 Euro lang will sie bleiben – nicht länger. Sowohl ihre Tochter Tinka als auch ihr Partner Enders finden hier unerwartet die Geborgenheit, die sie andernorts vermissen. Einige Bewohner der Einrichtung aber wollen das Gelände gerne verlassen. So zum Beispiel Tomsonov, der sich daran macht, einen Tunnel ins Herz der Stadt zu graben – zum Ursprung der Geräusche, die er hört, wenn er an Boden und Wänden lauscht. Da trifft es sich gut, dass Mascha sich wohler dabei fühlt, einen Schlagbohrer zu halten als die Hände alter Menschen. Ein Roman über eine Mutter und eine Tochter. Darüber, wie Menschen darum kämpfen, ihre eigenen Geschichten schreiben zu dürfen, allen äußeren und inneren Beschränkungen zum Trotz.

GRIT KRÜGER, 1989 in Erfurt geboren. Studium der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft sowie der Theater-, Film- und Medienwissenschaft in Frankfurt am Main. Arbeit als Presseredakteurin (Südwestrundfunk). Mitglied des ›Salon Fluchtentier‹ in Frankfurt am Main, Mitglied des Festivalteams ›Lit.Fest Stuttgart‹. Auszeichnungen des Jungen Literaturforums Hessen-Thüringen. Open Mike 2018; Klagenfurter Literaturkurs 2019. Merck-Stipendium der Darmstädter Textwerkstatt 2020. Stipendium des Förderkreises deutscher Schriftsteller in Baden-Württemberg 2020, liest beim Open Mike im November 2021. Veröffentlichungen in Anthologien.



LESEPROBE

»TUNNEL«

*

Ihr Wasser, ihr Wasser: eiterweiße See, schonend rückfettende See, Milchundhonigkunstgeruch. Das Abluftbrummen grollt ihr einen Sturm zusammen. Im Dunkeln grollt sichs besser, denkt sie, drum pfeift sie rund um sich herum die Teelichter aus. Zwei sind schnell erwischt, beim Dritten muss sie sich am Wannenrand hochziehen und hinüberbeugen. Beim letzten aber hilft auch das nicht: Das flackert vor sich hin – Pfiff um Pfiff und nichts erlischt. So eine Sturheit! Und die Sturheit, die gefällt ihr. Genug, dass ein halbes Lächeln über ihre Lippen bricht und an Pfeifen nicht mehr zu denken ist. Gut so, denkt sie sich stattdessen. Weiter so, denkt sie sich. Man soll ja rebellieren. Dann wischt sie das Licht vom Fensterbrett in die Gischt – und tschüss! So im Dunkeln lehnt sie sich zurück, genießt das Tapetenblattern an der Decke und zitiert die Weite herbei.

Hier und heute bräuchte es dreihundert Mann, schätzt sie. Mit Sand in den Römersandalen stellt sie sie sich vor und Kriegslust unter der Brustplatte. Eine Armee, die vom Strand aus auf die Wellen blickt, die kurz vor dem Aufbruch an den Sieg am anderen Ufer glaubt, bräuchte es. Sie wäre jedem Krieger eine Meile voraus. Dreihundert Mann, die auf ihr Tausendseitenepos warten, auf den Wind, der da draußen das Gesicht von Mensch zu Held grindet. Jeder einzelne mit Reinindensturmmiene, jeder in Erwartung, die Weite zu bezwingen und mit der Geschichte zurückzukehren. Dreihundert Mann, die schon hören, wie die Kinder und Kindeskinde, wie die Schwestern und Mütter und Ehefrauen, wie, achwas, auch die Vögel und die Fische einmal ihre dreihundert Namen rufen werden. Ja, ihre Namen brüllen, wann immer es ihnen zu eng wird und sie was erobern müssen. Und sie, die Dreihundertundeine, die ihnen da draußen gezeigt hat, wie es geht, würde die erste sein, deren Name ertönt.

»Mama!«

Sie horcht, sie seufzt, sie taucht unter. Doch auch unten tönts, nur dumpfer.

»Mama!«

Mein Wasser, tja, mein Wasser, denkt sie, reckt sich aus den Wogen hinauf in den Stand. Hält sich an der Waschmaschine fest und entsteigt dem Wannenmatt, noch mit Schaum zwischen den Zehen: »Gleich, Mücke, ich bin fast fertig.«

Ihre Tochter kann nicht pfeifen. Sie krampft kaum einen Hauch zusammen, drückt ihn durch die Lippen und wundert sich, dass der nicht zum Ton wird – wenn es auch beim dritten Mal nicht klappt, lässt sie es ganz bleiben. Ihre Tochter ist eine, die weint, wenn es ihr zu dunkel wird. Und ihre Tochter ist eine, die ruft: »Da, guck, man muss bezahlen!« und dabei die Vetteln im Kassenhaus aufschreckt, wenn man gerade mit ihr daneben durchs Gebüsch gebrochen ist, um sich an den Badensee zu schleichen.

Noch, aber, noch ist nicht alle Hoffnung verloren. Die Kleine kann schleichen und grinsen und im Park den Schlaksen die Dosen von der Decke schnappen. Rechnen kann sie auch: fünfundzwanzig Cent pro Dose – fünf Dosen, ein Eis. Wenn eine Alte sie fragt, wie alt sie ist, dann sagt sie: »Verrat ich Ihnen für nen Euro!« und alle lachen. Die Alte, weil sie in sich drin auch so eine Stimme kennt, die Geld verlangt für Floskeln und sich freut, wenn sie im Kind einmal laut werden darf. Das Kind, weil die Alte lacht – und Alte oft Geld geben, wenn man mitlacht und bittedanke sagt. Sie selbst, weil die Kleine den Blick der Alten hält, die Münze nimmt, im Jackenfutter versteckt und glaubt, dass die Mutter sie am Monatsende dort nicht findet. Das Mädchen muss noch lernen. Aber noch, ja noch, ist nicht alle Hoffnung verloren.

Die Kleine verzieht sich, wenn der Tröster kommt. Einmal, früh nach einer langen Nacht, sind sie im Wohnzimmer gestrandet – er über dem Sessel hängend eingeschlafen. Das Kind schleicht um sie herum, ohne Mucks, dreht seine Kreise. Kommt irgendwann mit Filzstiften und geht an den verblassten Anker auf seinem Unterarm. Sie beobachtet das vom Sofa aus, noch im Halbschlaf und murmelt rau: »Nimm alle Farben, Mücke. Regenbogen.« Zu hell, zu früh, der Tröster schnarcht, so fallen ihr die Augen wieder zu. Doch kaum ins Dunkel eingetaucht: ein Schlag, ein Schrei, im Glastisch ein Riss, das Mädchen greint, der Tröster grollt. Sofort ist sie wach, schnellt auf: »Raus!« »Erschreckt hat die mich. Selber Schuld. Wenn einer schläft!«, der Tröster spannt sich halb in den Raum, noch schwer am Sessel abgestützt, sein Atem rauscht. Die Kleine, mit rotem Gesicht, drückt sich in die Tür. Die Stifte im Zimmer versprengt, nur einer ist noch stur in der Kinderhand geblieben.

»Raus!«, sie reißt den Tröster vom verdammten Sessel, wuchtet fast 100 Kilo Männermasse in die Luft. Er stößt sie von sich – der Stoß jedoch reißt auch eine Masse Wut in ihr herauf, reißt sie mit, bis sie sich selbst von oben sieht. Von dort fährt sie auf ihn nieder und krallt sich in sein Wangenfleisch.

»Mama!«

Der Tröster ist stark. Wischt sie an die Wand. Doch ebenso schnell ist sie zurück und mit doppelter Wucht: »Raus!«

Bevor sie ihn diesmal krallen kann, fängt er ihren Schwung ab, hält die Handgelenke fest.

»Mama! Mama!«

»Still!«, er hält ihren Blick. Der anschwellende Kratzer in seinem Gesicht. Die Adern auf seiner Nase. Der Geruch seines Worts.

»Ist gut, Mücke, ist gut«, bringt sie heraus.

Kein Ton mehr von der Kleinen. Als auch sie selbst ruhiger atmet, lässt der Tröster von ihr ab. Sammelt die Zigarettenschachtel vom Boden auf, klaubt die Schlüssel aus der Polsterritze und geht. Er weiß, wann genug ist.

»Hat er dich erwischt?«

Das Mädchen schüttelt den Kopf und schmiegt sich an sie.

»Lass dir nie etwas gefallen. Das darf er nicht. Das darf niemand, hörst du?«

Wenn der Tröster nun kommt, bleibt das Mädchen in seinem Zimmer. Er stellt ihr einen Teddy vor die Tür, aber das Kind pinkelt lieber in den Legoeimer als noch einmal herauszukommen, wenn es ihn nebenan weiß. »Da hat sie doch auch Recht«, sagt sie dem Tröster, als sie im Wohnzimmer das rosa Mal auf seiner Wange küsst.

ANNA-KATHARINA KÜRSCHNER

»SAMUEL«

Samuel ist männlich, weiß und privilegiert. Nach dem Abitur führen ihn drei Motivationen in ein Praktikum in einer kongolesischen Gesundheitsstation: Erstens erfüllt er damit nachträglich den Traum seines afrikabegeisterten Großvaters, der einmal Missionar werden wollte. Zweitens lehnt er sich damit gegen seinen karriereorientierten Chirurgen-Vater auf und drittens hat Samuel das große Bedürfnis die Welt zu retten. Diese Erwartungen zerschlagen sich schnell, als er im Kongo ankommt. Statt zu helfen, soll er beobachten. Er lernt das Dorf Maluku kennen und beginnt, Freundschaften zu schließen. Die eigentliche Herausforderung jedoch besteht darin, zurück in Deutschland wieder in sein altes Leben zu finden. Einerseits will er alle wachrütteln, andererseits zieht er sich extrem zurück und betäubt sich mit Fressattacken gegen den Hunger der Welt.

ANNA-KATHARINA KÜRSCHNER, geboren 1996, war lange in der Schreibwerkstatt von Regine Möbius im Leipziger Haus des Buches aktiv. Ein sozialpädagogisches Praktikum führte sie 2015 in die Demokratische Republik Kongo, wo sie die wilde Welt von einer ganz anderen Seite kennenlernte. Das Schreiben war dabei stets Hut, Stock und Zuhause zugleich. Nach dem Staatsexamen Musik und Germanistik in Frankfurt am Main, beginnt sie nun im Herbst das Literaturstudium in Hildesheim. Mit Kurzgeschichten und Gedichten hat sie seit 2012 mit großem Erfolg an verschiedenen Wettbewerben und Workshops teilgenommen. Zuletzt war Anna-Katharina Kürschner Preisträgerin des Hessisch-Thüringischen Literaturforums 2021.



LESEPROBE

»SAMUEL«

*

Samuel hat Durst. Statt an seinen Notizen zu arbeiten, schiebt er Salzbrezeln in sich hinein. Er kann nicht aufhören. Brezel für Brezel, bis seine Finger ins Leere tasten und nur ein paar grobe Salzkörner in der Tüte rascheln. In seinem Zimmer ist es dunkel geworden. Sein Laptop ist die einzige Lichtquelle und zeigt schon eine Weile den ockergelben Hintergrund einer noch zu befüllenden Powerpointfolie. Wie es im Kongo war, wird er gefragt werden. Und er hat keine Antwort darauf. Nebenan geht jemand aufs Klo. Schön, wäre eine Antwort. Schrecklich, denkt er auch. Schwer zu beschreiben, ist besser, aber das bricht ein Gespräch. Er will gern erzählen, aber er weiß nicht, wie. Er klickt eine Folie zurück. Auf dem Ockergelb steht »152 Tage in Afrika«. Er löscht Afrika und schreibt Kongo. Er löscht Kongo und schreibt Maluku. Er war 152 Tage in Maluku. Er mag wie Maluku in seinem Kopf klingt. Probeweise spricht er es halblaut aus und erschrickt über seine Stimme, weil es vorher so lange still war im Zimmer. Gut, dass keiner da ist. Er will jetzt keinen sehen. Er hat Durst, aber auf dem Weg in die Küche könnte er jemandem begegnen. Er versucht, sich vorzustellen, wie Maluku für jemanden klingt, der das Wort zum ersten Mal hört. Für ihn hatte es mal diesen dunkelsamtigen Klang eines Sehnsuchtsorts.

*

Die Maschine hob ab, Samuel wurde in den Sitz gepresst und mit dem Überdruck kam Angst. Er klappte hektisch den Unterkiefer auf und zu, aber er wurde das taube Gefühl in seinen Ohren nicht los.

Schon am Wartebereich des Gates vor dem Boarding hatten ihn die anderen Passagiere beunruhigt. Er wusste selbst nicht, was er erwartet hatte. Eine Frau befragte ihr Handgepäck, einen überdimensionalen Flechtkorb, ausgefüllt mit weißem Tüll, den er so lange angestarrt hatte, bis sie ihm auf Französisch sagte, dass das ihr Hochzeitskleid sei. Dass sie ihn ansprach, hatte ihn überfordert. Die Frau musste es drei Mal sagen, bis er zu einem Nicken in der Lage war. Sie hatte gelacht. Ein seltsames Lachen. Samuel kam es zu laut und zu offen vor, als dass es tatsächlich für ihn bestimmt sein konnte. Er hatte seit der Sicherheit keine weiße Person mehr gesehen. Es beschäftigte ihn, dass er drei Anläufe gebraucht hatte, die Frau zu verstehen. Er versteinerte mit seinem Rucksack auf dem Schoß auf den Wartestuhlreihen.

In der Schlange zum Boarding hatte er sich Mühe gegeben, sich so zu positionieren, dass er der Frau mit dem Hochzeitskleid nicht noch einmal nahekam. Die Vorfreude, den Traum seines Großvaters zu leben, der Trotz, das gegen den Willen seines Vaters zu tun und das gute Gefühl, nun etwas in der Welt zu bewirken – irgendwie war all das hinter den Sicherheitskontrollen zurückgeblieben. Sein Platz im Flugzeug war am Gang. Er versuchte, tief durchzuatmen, aber die klimatisierte Luft war stickig. Er versuchte, so still da zu sitzen, wie sein Sitznachbar, aber er hatte zu wenig Platz für seine Knie und sortierte seine Beine immer wieder neu. Er hielt den Blick auf seinen Schoß gesenkt und starrte nur verstohlen nach links.

Statt Filme zu schauen, verfolgte Samuel das kleine Flugzeugsymbol, dass sich über den Kontinent Afrika schob. Umkehren war unmöglich, der Erdball schien auf seinem Bildschirm lächerlich klein. Sein Hals war trocken und er konnte sich kaum konzentrieren. Es war schon eine Weile her, dass der Getränkewagen das letzte Mal seine Runde gemacht hatte. Mitten über der Sahara, dachte er plötzlich, dass er nichts über das Land wusste, in das er unterwegs war. In eine kongolesische Krankenstation, nördlich der Hauptstadt Kinshasa.

Es war mitten in der Nacht, als er aus dem kühlen Flugzeug trat. Die Luft traf ihn wie ein Schlag. Während sich hinter ihm immer mehr Passagiere drängelten, wäre er am liebsten einfach stehen geblieben, vielleicht auch auf seinen unbequemen Sitz zurückgekehrt. Das hier ging ihm zu schnell. Die Treppe war zu steil, und er traute weder ihr noch seinen kribbelnden Beinen. Irre, war das Wort, dass in ihm Kreise drehte. Er war irre, hier alleine her zu fliegen. Er war irre, wenn er gedachte hatte, dass er sich hier zurechtfinden würde. Bevor er tatsächlich geschubst werden konnte, nahm er die Treppe in Angriff. Mit dem linken Fuß wagte er sich eine Stufe herunter und zog den rechten auf dieselbe Stufe nach. Eine Hand krallte er ans Geländer, mit der anderen Hand hielt er den Gurt seines Rucksacks. Atmen war Arbeit. Die Luft drängte sich ihm auf, heiß und schwer und voll von dem Geruch nach feuchter Erde. Noch bevor er auf der untersten Stufe angekommen war, rannen ihm Schweißperlen an den Schläfen vorbei.

Als er den Fuß auf den brüchigen Beton setzte, er selbst neben dem riesigen Flugzeug, kam ihm der Erdball nicht mehr klein vor. Seine Finger schlossen sich fest.

Der Mann, der im Flugzeug unbeweglich neben ihm gesessen hatte, kam hinter ihm, mit jedem Schritt schneller werdend, die Treppe herunter. Er überholte ihn, streckte beide Arme hoch über seinen Kopf, ließ sich dann direkt auf dem Rollfeld auf die Knie sinken und küsste mit seinen Lippen den heißen Boden.

Samuel konnte nicht anders, als ihn offen anzustarren und beschloss ihm zu folgen, als der Mann sich langsam wieder aufrichtete und zielstrebig auf das einzige Gebäude, das um das Rollfeld herum zu sehen war, zulief. Die Augen aufreißend, versuchte Samuel mehr zu erkennen, aber die Scheinwerfer, die die Landebahn in grelles Licht tauchten, machten ihn blind. Die Hektik beim Start des Flugzeugs hatte ihn aufgerieben, ihn nicht schlafen lassen. Jetzt überdrehte ihn der Schlafmangel und sein Magen bewegte das Flugzeugessen unzufrieden.

Bei der Gepäckausgabe des Flughafens N'djili – eine Halle, deren Ecken nicht ausgeleuchtet waren – verlor Samuel den Mann aus den Augen. Mit wachsender Unruhe war er zwischen den Koffern umhergelaufen. Es musste mindestens eine Stunde vergangen sein, bis Samuel registrierte, dass sein Koffer nicht dabei war. Es kam ihm der Gedanke, dass jemand seinen Koffer mitgenommen haben könnte, und er beäugte die Mitreisenden. Er erkannte keinen mehr von ihnen aus dem Flugzeug.

Kein Koffer. Er atmete gegen die Panik an. Er war auf sich allein gestellt. Er durfte jetzt nicht durchdrehen. Er blickte sich um, doch so etwas wie einen Informationsschalter schien es nicht zu geben. Die Halle hatte sich geleert und Samuel lief hektisch von einer Seite zur anderen, im Kreis. Er war allein und sicher, dass dieses Abenteuer enden würde, noch bevor es begonnen hatte. Fast war er froh darüber.

Ein Junge kam auf ihn zu, er trug eine Uniform, die ihn älter machte. Er war trotzdem deutlich jünger als Samuel. Auf Französisch fragte der Junge Samuel, ob er seinen Koffer vermisste. Auf sein panisches Nicken hin, informierte der Junge ihn, dass das öfter vorkäme, dass der Koffer in einigen Tagen mit der nächsten Maschine nachkommen würde, dass er sich keine Sorgen zu machen bräuchte. Samuel nickte weiter, auch als der Junge aufgehört hatte zu reden, einen Block aus der Hosentasche seiner Uniform zerrte und mit einem stumpfen Bleistift etwas darauf kritzelte.

Samuel verließ den Flughafen mit seinem Rucksack und einem abgerissenen Schmierzettel, auf dem mit Mühe ein Code für den Koffer zu entziffern war. Draußen erbrach er sich in ein Gebüsch. Es war spät. Kein Mensch war zu sehen. Samuel wischte sich mit dem Ärmel über den Mund und holte tief Atem. Diese Luft war beinahe mit den Händen zu greifen und wälzte sich schwerfällig über seine Zunge in seine Lungen. Sie schmeckte bitter. Der Kongo schien sich gegen seine Ankunft zu wehren.

Hinter ihm verschloss der Junge in der Uniform gerade die Türen des Flughafens mit einer altmodischen Fahrradkette. Samuel drückte den Rücken durch, umklammerte seinen Rucksack und schritt auf den Parkplatz zu.

OLGA BEDIA LANG

»EUROPÄERIN«

Drei Frauen zwischen der Türkei und Deutschland. Als Sar 1972 mit einem der letzten Gastarbeiterzüge nach Deutschland kommt, weiß sie noch nicht, dass sie lange bleiben wird. Europa ist ein innerer Sehnsuchtsort für die junge, westlich gebildete Frau und eine Weile in Deutschland zu arbeiten, ihre Möglichkeit, einem Leben inmitten von bürgerlichen Konventionen zu entkommen. Im Jahr 1984 zieht Anaia im Alter von 8 Jahren mit ihren Eltern von Deutschland nach Istanbul. Die Frage, was gewesen wäre, hätte sie weiter im Land ihrer Kindheit gelebt und die Sehnsucht danach, sich ein Stück von dieser Welt zurückzuerobieren, begleiten die junge Businessfrau, die im Istanbul der 2000er Jahre Karriere macht. Die dritte Protagonistin ist Tal, die Tochter von Sar, die sich am Anfang ihres Studiums 2004 auf die Reise in die Welt macht, aus der Sar kommt und in der ihre Cousine Anaia lebt. Denn sie hat das Gefühl, dass ihr etwas fehlt, um eine eigene Haltung zur Welt zu entwickeln und ihr Leben zu leben.

Was bedeutet es eine moderne, freie Frau zu sein? Vor dem Hintergrund einer türkisch-deutschen Migrationsgeschichte und aus verschiedenen Ausgangspositionen beantworten sich drei Frauen einer Familie diese Frage auf ihre jeweils eigene Weise.

OLGA BEDIA LANG, geboren 1982 in Nürnberg, studierte Geschichte und Kultur des Nahen Orients, Kunstgeschichte und Neuere Deutsche Literatur in München. Während ihres Studiums verbrachte sie längere Zeit in der Türkei. Sie lebte in Paris, London und Wien und arbeitete in der Vermittlung zeitgenössischer Kunst und Kultur. Heute wohnt sie in Berlin und widmet sich seit 2018 dem literarischen Schreiben. Ihr Hörspiel ›Lärmverstecken‹ lief beim Berliner Hörspielfestival 2019 und ›Karla‹, eine integrative Inszenierung auf der Karl-Marx-Allee, wurde 2020 uraufgeführt.



Foto © Regenberger Autorenfotos

LESEPROBE

»EUROPÄERIN«

*

Tals Blick blieb an einer Reihe großer Plakate von Bekleidungsfirmen hängen. Sie erkannte vertraute Namen der Marken Diesel, Replay und Mango. Andere, wie Vakko und Cotton kamen ihr zumindest bekannt vor. Bevor der Gebäudekomplex ganz hinter ihnen zurückblieb, wandte sie sich um und sah durch das Rückfenster des Autos noch einen Moment länger darauf.

– »Das ist ein Outlet«, erklärte Anaia. »Da kannst du wirklich günstig Sachen von teuren Marken bekommen.«

– »Kann man da mit dem Bus hinfahren?«

– »Weiß nicht, kann sein. Aber das ist weit. Ich kann dich vielleicht mal bringen.«

Tal konnte nicht einschätzen, ob Anaia dazu wirklich Lust hatte, oder es nur aus Höflichkeit anbot.

– »Ja, vielleicht«, sagte sie absichtlich cool.

– »In Kadıköy gibt es jeden Dienstag einen Basar, da kannst du auch gute Sachen für sehr wenig Geld kaufen«, sagte Anaia. »Was du in den Läden in Europa bekommst, wird hier in der Türkei produziert. Auf dem Basar verkaufen sie die Sachen mit kleinen Fehlern, die nicht exportiert werden.«

Tal nickte. Sie hatte eigentlich gedacht, Kleidung würde vor allem in Asien hergestellt werden, in Ländern wie Bangladesch oder Kambodscha.

– »Gehst du auch manchmal dahin?«

Anaia deutete ein Kopfschütteln an. »Aber meine Mutter.« Und nach einer Weile sagte sie noch: »Ich habe ja keine Zeit tagsüber.«

– »Ja... klar.«

– »Was studierst du, Tal? Deine Mutter hat etwas von »Türkischer Kultur« erzählt.«

– »Ja, auch. Aber mein Hauptfach ist eigentlich Theaterwissenschaften.«

Anaia nickte und Tal hatte das Gefühl, dass sie etwas erklären sollte.

– »Ich wollte erst Politikwissenschaften machen. Aber dann habe ich gedacht, vielleicht lerne ich in Theaterwissenschaften mehr darüber, wie die Welt funktioniert. Ich denke auch Politik wird inszeniert.«

Einen solchen Satz wie den letzten, hatte sie zum ersten Mal ausgesprochen. Aber klar dachte sie das. Seit 9/11 war ihr das immer deutlicher geworden. Als sie erfahren hatte, dass die USA sowohl die Taliban als auch den Diktator im Irak einst unterstützt hatten. Da war ihr aufgegangen, dass es in der Politik nicht nur um das ging, was sie im Sozialkundeunterricht besprachen.

Anaia sah stumm geradeaus auf die Straße und Tal fragte sich, was sie weiter sagen konnte. Sie dachte an die Bilder von jubelnden Menschen in Palästina, über die sich alle in den Tagen nach 9/11 so aufgeregt hatten und über die dann herausgekommen war, dass sie viel früher aufgenommen und aus einem völlig anderen Kontext gerissen waren.

Aber gegenüber Anaia davon zu sprechen, hätte sich so angefühlt, als würde sie ihr Herz ausschütten. Und danach fühlte sie sich nicht.

Inzwischen waren sie inmitten einer Umgebung mit vielen älteren Gebäuden und Tal sah immer mehr runde Kuppeldächer von Moscheen und Minarette.

– »Es geht immer um Geld, Tal«, sagte Anaia nach einer Weile.

Tal war froh, nichts weiter gesagt zu haben. Eigentlich klar, wie ihre Cousine mit ihrem BWL-Studium die Dinge sah.

– »Magst du Deinen Job?«, fragte Tal.

Anaia lächelte. »Ich mag das Geld, und den Erfolg...«

– »Aber du arbeitest viel, oder?«

– »Ja.« Es klang positiv.

– »Und stört es dich nicht, so wenig Zeit zu haben?«

Erst während sie die Frage aussprach, dachte Tal daran, dass sie Anaia vielleicht mit ihrer Direktheit in Verlegenheit bringen konnte. Aber die machte ganz und gar nicht diesen Eindruck:

– »Ich weiß, dass ich eine Sklavin meiner Arbeit bin. Aber ich mag dieses Leben. Ich mag es, viel zu arbeiten und wenig Zeit zu haben. Und die wenige Zeit, die ich habe, gut zu verbringen. In der habe ich Luxus und Macht. Ich mag es, Macht zu haben mit dem Geld. Und es geht mir gut. Anfangs war es hart. Jeden morgen früh um sieben bis manchmal zehn, elf Uhr nachts war ich im Büro. Dann bin ich mit den Öffentlichen nach Hause. Bis ich im Bett war, ist es meist 1 Uhr gewesen und am nächsten Tag war ich wieder um sieben Uhr im Büro. Mittlerweile sitze ich sehr bequem in meinem Auto. Ich kann meine Musik hören, kann kommen und gehen, wann ich will. Ja, es ist immer noch viel Arbeit. Aber ich bestimme jetzt.«

Wie konnte einem Geld so wichtig sein? Tal antwortete nicht. Anaia war sich offensichtlich ihrer selbst sehr sicher. Durch einen Augenwinkel nahm sie wahr, dass ihre Cousine sie musterte. Wunderte Anaia sich vielleicht darüber, dass sie keine Begeisterung zeigte?

– »Es war wahrscheinlich leichter für mich hier in der Türkei, weißt du. Es gibt hier nicht viele Frauen, die Karriere machen wollen und können. Und für das Image der Firma ist es gut, eine Frau in führender Position zu haben. Das ist nicht wie in Deutschland.«

Sie fuhren auf die erste Bosphorusbrücke und kamen darauf wieder einen Moment zum Stehen. Tal sah hinunter auf das Meer, das sich ans Ufer der asiatischen Seite schmiegte. Wieder dieses Gefühl, vor dem alles zurücktrat, was sie in dieser ersten halben Stunde auf dem Weg vom Flughafen in die Stadt wahrgenommen hatte. Damals, bei ihrem ersten Besuch 1999, wie heute.

Wieder befand sie sich an einem Sommertag über dem Bosphorus, auf der Meerenge, hinter ihr das europäische, vor ihr das asiatische Ufer und sah hinunter.

– »Schön nicht?«

– »Hm.«

Damals war ihr für das Gefühl erst kein Wort in den Sinn gekommen. Aber etwas hatte sie ergriffen und angefangen, sich in ihr auszubreiten. Und sie verweilte damit und wartete. Als hätte sie gehant, dass schon ein Wort zu ihr kommen würde. Zumindest irgendeines. Es ging ihr nicht darum, sich jemandem mitzuteilen, aber sie befand sich im freien Fall und um die Wasseroberfläche erspüren zu können, brauchte sie etwas Konkretes. Etwas, das schwimmen konnte. Und das konnte nur ein Wort sein.

War es die Schönheit des Anblicks der Uferlandschaften, auf die Gebäude und das Grün? Oder das tiefhellblaue Meerwasser selbst, das durch das Sonnenlicht funkelnd wie ein Diamant, in rhythmischen Bewegungen an die Ufer schlug. Das war nicht der fließende, sanfte Verlauf eines Flusses durch einen Ort. Es war die Stärke des ganzen Lebens aus den Weltmeeren inmitten einer Stadt. Und sie befanden sich genau darüber. Sie überblickten alles und gleichzeitig fühlte es sich an, als ob sich etwas in Tal ermächtigt und sie innerlich gefangen genommen hatte.

Sie kannte das Wort, aber hatte es nie zuvor benutzt, weil es dafür in ihrer Wirklichkeit bisher keine Verwendung gegeben hatte: »Erhabenheit«. Schon damals und trotz ihrer 17 Jahre und Offenheit für Pathetisches, wäre es ihr lächerlich vorgekommen, dieses Wort auszusprechen. Es war ein altes Wort, fern von dem Vokabular ihrer Gegenwart. Inzwischen hatte sie es in Texten über die deutsche Klassik wiedergefunden.

– »Wie heißt das auf Deutsch, wenn der Verkehr nicht ganz steht, aber sich nur ganz langsam bewegt?«, fragte Anaia. Tal überlegte.

– »Meinst du zähfließender Verkehr?«

– »Ja, wahrscheinlich. Wie nochmal?« Sie wiederholte das Wort ein paar Mal.

– »In Istanbul ist immer - zäähh-flie-ßender - Verkehr«, sagte Anaia. Noch immer standen sie auf der Brücke. Tal hätte lieber noch weiter still die Aussicht genossen.

»Für den gleichen Weg kann ich 20 Minuten oder zwei Stunden brauchen. Ich kann es nie wissen«, fuhr Anaia fort. »Und die Gründe sind oft so lächerlich. Es ist nicht immer ein Unfall. Einmal bin ich am Morgen in die Arbeit gefahren, und das hat wirklich eineinhalb Stunden gedauert, bis ich von zu Hause auf der Brücke war. Und hier angekommen, habe ich erfahren, was der Grund war...«

Tal sah sie abwartend an. Das genügte ihr, um fortzufahren.

– »Greenpeace hatte ein Banner gespannt, das im Wind hin und her wehte. Und jeder, der daran vorbeigefahren ist, hat angehalten oder ist sehr, sehr langsam gefahren, um lesen zu können, was darauf steht!«

– »Und was stand drauf?«, fragte Tal.

– »Ach, es ging um die Öltanker, die durch den Bosporus fahren.«

Tal stellte sich das Greenpeace-Banner vor, das durch die Kraft des Windes an die Brücke schlug und mit dem umgedrehten Text der beschrifteten Oberfläche dort verharrte.

Anaia hatte ein seltsames Deutsch. Gut und schlecht zugleich.

– »Wie alt warst du, als du in die Türkei gezogen bist?«

– »Acht.«

– »Also bist du in Istanbul aufgewachsen?«

– »Ja.«

– »Wie war das?«

– »Schwierig zuerst. Ich habe ja kein Türkisch gesprochen.«

– »Gar nicht?«

– »Nein.«

Tal dachte an ihre Freundin aus Bosnien, die ihm gleichen Alter nach München gekommen war. Es war ein besonderer Moment gewesen, als sie ihr einmal erzählt hatte, wie das anfangs war. Von da an hatte sie das coole Jugo-Mädchen anders gesehen.

– »Haben die anderen Kinder gedacht, dass du dumm bist, weil du nicht sprichst?«, fragte Tal.

Anaia zögerte und sagte dann »Ja.« Und nach einer Weile fügte sie hinzu:

– »Das Problem war, dass ich nicht so türkisch erzogen war.«

– »Meinst du religiös?«

»Hm, nein, ja... auch.«

– »Aber du warst doch auf so einem französischen Gymnasium, oder? Waren die da auch religiös?«

– »Nein. Reich. Aber das war später.«

Inzwischen waren sie an einem der kleinen Häuschen am Ende der Brücke angelangt.

Anaia reichte dem Mann aus dem Fenster ein paar Scheine und die Schranke öffnete sich.

>Welcome to Asia< stand draußen auf einem Schild.

– »Istanbul war auch nicht so, als ich ein Kind war. Wenn ich eine Frau mit Kopftuch auf der Straße gesehen habe, dann habe ich meinen Vater gefragt, ob das Bauern sind«, sagte Anaia.

Tal spürte wieder Anaias musternden Blick. Was erwartete sie von ihr?

– »Das haben die Frauen in den Dörfern getragen zur Feldarbeit. Hier in der Stadt gab es das nicht. Weißt du das?«

– »Ja«, sagte Tal. Was dachte sie denn? Dass Tal geglaubt hatte, in der Türkei würde jede Frau Kopftuch tragen?

NANNINA MATZ

»DIE GESCHICHTE ÜBER UNS«

Mina, Yasmin und Elke kennen sich seit 20 Jahren. Damals haben sie zusammengewohnt, in einer Wohnung mit gelben Wänden und Linoleumboden, in der Nähe des Alexanderplatzes. Es waren die großen Jahre des Aufbruchs, die Jahre, aus denen später Legenden gestrickt werden. Alles schien ein großes Abenteuer, alles schien möglich. Dann sind die Frauen plötzlich Ende dreißig und erkennen: Das ist es also, das Leben. Sie sind schon mittendrin. Yasmin hat Mann und Kind, Elke macht Karriere und Mina probiert verschiedene Lebensentwürfe aus. Was ist aus den großen Erwartungen geworden? Welche Kompromisse sind sie eingegangen? Und wie ehrlich können sie noch zueinander sein? In einem Kaleidoskop aus Bildern, Anekdoten, Unterhaltungen und Assoziationen erinnert sich Mina an die Jahre mit ihren Freundinnen und zieht eine erste Zwischenbilanz – eine Erzählung über Freundschaft und die Zeit, die vergeht, ohne dass wir sie darum gebeten hätten.

NANNINA MATZ wurde 1983 in Berlin geboren. Sie studierte am Deutschen Literaturinstitut Leipzig und lebt in München. Sie veröffentlichte literarische und journalistische Texte in Zeitschriften und Anthologien.



LESEPROBE

»DIE GESCHICHTE ÜBER UNS«

*

Wir befanden uns Anfang der Nullerjahre, ganz am Anfang, in Berlin. Yasmin hatte das große Amarcord-Poster an die Wand gehängt und daneben Fotos, die, obwohl erst vor wenigen Wochen geschossen und entwickelt, uns schon vorkamen wie Zeugnisse der eigenen Geschichte.

Alles war neu: das Jahrtausend, der Euro, Al-Kaida, das Rauchverbot auf den U-Bahnhöfen. Aus dem Forum-Hotel am Alexanderplatz wurde das Park Inn.

Wir gingen auf Demonstrationen gegen den Krieg und auf die Hanfparade, verkaufte den Dealern im Pressecafé am Zoo Bilder, schrieben Gedichte auf die Türen im Schulklo, verschliefen jeden Morgen die erste Stunde, drückten eine Pizza an die Wand und malten die Umrisse nach. Alles hatte Bedeutung. Wir hatten einen Termin bei der Berufsberatung.

Wir rauchten F6 und tranken Milchkaffee mit Sirup. Wir fuhren mit der U2 Richtung Pankow. Wir trampelten nach Italien, aßen an den Raststätten Mozzarella-Panini aus der Mikrowelle und fühlten uns wie Damen von Welt. Uns war klar, Berlin war die einzige Stadt, in der man leben konnte, und vielleicht noch Leipzig, obwohl nie jemand dort gewesen war.

Samstags landeten wir im Club der polnischen Versager an der Torstraße, von dort ging man weiter ins Dom Kultury Berlin, in die Waffengalerie oder ins Kaffee Burger, wo Russen mit gelbgefärbten Haaren und Plateauschuhen Kwas tranken. Mit Dan von den Russen komische russische Limonade getrunken, schrieb ich später in mein Tagebuch. Wenn Yasmin, Elke und ich am Vormittag heimkamen, betrunken und mit einem Börek in der Tasche, hörten wir zum Einschlafen die Drei-Fragezeichen-Kassette mit dem unheimlichen Wecker und gruselten uns.

Wir schrieben »Nie mehr Normalität« an die Wand. Yasmin strich das »Nie« wieder durch. Die Lehrerin sah schwarz für das Abitur und sagte: »Ich sehe schwarz für Ihr Abitur«.

Zu Elkes 18. Geburtstag fuhren wir nach Krakau, ließen uns in einem Hinterhof die Zunge piercen und trank zwei Wassergläser Spiritus in einer fremden Wohnung. Zum 20. Geburtstag machte ich ein Picknick, lernte Schach und fühlte mich unendlich alt.

Ich wollte mich verlieben, aber das war nicht so einfach. Ich hoffte, beim Küssen und beim Weinen sähe ich ungefähr so aus wie die Schauspielerinnen im Film. In der Werbepause versuchte ich, mein Profil im Spiegel zu überprüfen, aber das war auch nicht so einfach.

Als Studentin fühlte ich mich zu jung und zu alt gleichzeitig. Elke rauchte und sprach über Kunst. Ich verliebte mich ganz leicht und hatte schlimmen Liebeskummer. Im Morgengrauen flogen Enten durch die Straße. Ich war mir sicher, dass es in der Liebe darum ging, jemandem vom Nachhauseweg ein Stück Kuchen mitzubringen.

Ab und zu flohen wir aus der Uni. Yasmin packte Flaschen in einer Whisky-Fabrik, ich putzte in schottischen Altersheimen, oder verkaufte Schaschlik auf Jahrmärkten oder verschraubte Teile bei VW. Irgendwann würden wir einen Ingenieur auf einer Bohrinself heiraten.

Wir lebten einen Sommer in Warschau-Bielany, machten jeden Abend Hawaii-Toast, schrieben Gedichte auf Polnisch, trugen Pelzjacken und Jogginghosen. Bald würde wir Popstars werden.

An einem kalten Silvesterabend schrieb Elke unser Motto für das neue Jahr auf einen Zettel: »Help yourself or just throw it away« und klebte ihn über das Buffet. Draußen warfen Lampen gelbes Licht auf die leeren Straßen. Die Nachbarn waren bekifft und zwei Stunden lang dröhnte »Relax, don't do it« durch die Wand. Im nächsten Jahr war unser Motto »Große Erwartungen« und wir machten gefüllte Eier mit Kaviar.

Dann waren wir plötzlich Mitte 30. Wir hatten uns vor Jahren aus sehr praktischen Gründen entschlossen, Berlin zu verlassen. Wir lebten jetzt in Zürich und München. Wir sprachen über Mietpreise, Arbeit und Kulturpolitik. Alle gingen zum Psychologen.

Man besuchte Freunde zum Frühstück, saß an sonnigen Nachmittagen um Tische aus geöltem Holz, redete über Ausstellungseröffnungen oder darüber, ob man nicht gemeinsam aufs Land ziehen sollte. Man bewunderte die Konzertposter und das Skateboard in der Ecke, und heimlich verglich man die fremden Leben mit dem eigenen Glück. Manche Themen sparte man plötzlich aus, wie Einkommen, Erbschaften oder Kinderwünsche. Wenn ich die Wochenendzeitung am Samstag aufschlug und den Gesellschaftsteil las, fragte ich mich, ob ich jemals einen Gedanken gehabt hatte, der wirklich originell war.

Ich verstand langsam, dass die Zeit wirklich verging.

Wenn ich die eigenen Freunde anschaute, glichen diese immer mehr den Freunden der Eltern aus der eigenen Kindheit, deren Fotos ganz vorne in den Familienalben klebten. Plötzlich gab es lauter Kinder im eigenen Freundeskreis und während ich mit ihnen spielte, Urlaub machte und für Fotos posierte, erschrak ich über die Erkenntnis, dass ich selbst irgendwann auch ein Gesicht in fremden Kindheitserinnerungen wäre.

Elke zahlte Schulden ab und ich lernte einen Finanzberater kennen. An einem warmen Abend schloss ich im Internet fluchend eine Haftpflichtversicherung ab, während im Hinterhof gegrillt wurde.

Wir hörten jetzt oft Musik, die wir schon vor zehn oder zwanzig Jahren gehört hatten, und wenn wir dazu tanzten, erinnerte ich mich an ein altes Gefühl. Man war bereits älter, als man sich je hätte vorstellen können.

Elke versuchte, das Rauchen aufzugeben und besorgte sich eine E-Zigarette, die ihr aber gleich wieder peinlich war. Lag ich abends müde auf einer Matte des Yoga-Studios und starrte zu Meditationsmusik an die Deckenbalken, kam ich nicht umhin, das ganze Leben als eine nie endende Aneinanderreihung von Verrenkungen und unbequemen Positionen in Frage zu stellen.

Ich versuchte, ein politischer Mensch zu werden und ging zu Demonstrationen, aber nur, wenn ich nichts Wichtigeres vorhatte. Meine Bekannten sprachen in kurzen Sätzen über die AFD, Trump, die Weltpolitik, und dann diskutierten wir lieber über etwas anderes. Elke kaufte sich ein Rennrad, einen gebrauchten Plattenspieler und ich kaufte zum ersten Mal im Leben einen Regenschirm.

Aus Paaren wurden Familien. Es ging dann plötzlich um Geld, Krankheiten und verschobene Pläne. Alles wurde ein wenig ernster. Wir wussten jetzt, worüber man sich die nächsten Jahrzehnte streiten würde. Yasmin kaufte sich eine bessere Matratze und einen Fahrradhelm und ich dachte unter der Dusche über das Sterben nach.

Ich saß in Sitzungen, in denen Männer mit gebräunten Unterarmen Monologe hielten. Ich hatte Liebeskummer und fühlte mich wie ein Handtuch, das ausgewrungen wird.

Ich ging feiern und hatte ein schlechtes Gewissen dabei, denn am nächsten Tag wartete Arbeit oder Abwasch oder schönes Wetter. Die Kopfschmerzen danach wurden schlimmer. Wir standen in Gruppen auf Gehwegen, während aus den Fenstern der Restaurants und Galerien Neonlicht auf den Bordstein fiel. Ich trank aus kleinen Bierflaschen und kalten Weingläsern und wartete darauf, dass die Wirkung des Alkohols einsetzte und man über Marsmenschen sprechen konnte, oder über wirklich wichtige Filme oder geheime Träume. An guten Abenden fand ich mich in einem Taxi neben fremden Menschen wieder und fuhr zu Orten, an denen ich noch nie gewesen waren, oder tanzte in Abstellkammern oder küsste jemanden und wünschte mir gleichzeitig, ich hätte weniger Oliven gegessen.

An vielen Abenden saß ich aber auch allein auf dem Balkon und hörte im Hof fremde Fahrradschlösser klirren. An vielen Abenden lag ich in der Badewanne und hörte durch den Lüftungsschacht die Sirenen der Krankenwagen auf der Kreuzung heulen.

Am vierten Advent war die Stadt leer. Wir hatten einen Spaziergang gemacht, den Waldrand entlang, an den leeren Sportplätzen vorbei. In den großen Küchenfenstern der Neubauten spiegelte sich die Sonne. Jemand fuhr auf einem Rennrad vorbei, und das Zischen der Reifen auf dem Asphalt blieb in der Luft hängen. Das Gasthaus an der Ecke, in dem wir noch gestern am späten Abend Zigaretten gekauft hatten, war geschlossen. Ich stieg in die Straßenbahn. Der Himmel war blau-weiß. Auf dem Gehweg lernten Kinder Fahrradfahren. Jemand stand auf dem Balkon und schüttelte eine Tischdecke aus. Über den Schrebergärten flog ein Raubvogel. Die ganze Stadt war still. Elke blieb an der Haltestelle stehen. Ich fuhr mit der Tram im Wendekreis einmal um sie herum. Ein paar Tage später ging sie in die Klinik. Dann kam die Kälte, der Winter, an Silvester gab es Schneeregen, die Erkältung wollte nicht gehen, das neue Jahr fing an.

FRANZISKA WILHELM

»DIE GESCHICHTE DES FRÖSTELNS«

Howard stammt aus einer Familie erfolgreicher Wissenschaftler. Sie alle sind kühle, analytische Denker. Nichts bringt sie aus der Ruhe. Emotionen wie Wut oder Aufgebrachtheit sind ihnen fremd. Sie teilen aber auch einen extremen Hang zum Frösteln. Fast immer ist ihnen kalt und sie müssen ihre Umgebung auf ein Maximum aufheizen. Auch Howard ist von diesem Phänomen betroffen. In der Schule macht es ihn zum Außenseiter. Aber das ist ihm egal. Aus der Bahn wirft ihn dagegen die schwere Krankheit seiner Mutter. Kurz vor ihrem Tod verspricht er ihr, eine Frau zu finden, die Wärme in sein Leben bringt. Diese Frau soll Stephanie Fischer für ihn werden. Mit ihr beginnt für Howard eine Reise, die ihn nach Leipzig, Berkeley und Aix en Provence verschlägt und auf der er nicht nur um Liebe und Wärme, sondern auch um seinen Platz in der Welt kämpft. Er lehnt sich gegen das strenge Diktat seiner unterkühlten Wissenschaftlerfamilie auf, er verliert alles und findet dabei zu sich selbst.

FRANZISKA WILHELM, geboren 1981, lebt in Leipzig und arbeitet als Autorin, Poetry Slammerin und Moderatorin. Sie ist Mitglied der Lesebühne Schkeuditzer Kreuz und moderierte zahlreiche Science Slams sowie den Literatur-Podcast »Seite 37« auf detektor.fm und die Crossmedia-Show »MDR Sputnik Slamedy«. Sie hat mehrere Literaturpreise und Stipendien gewonnen sowie einen ersten Roman mit dem Titel »Meine Mutter schwebt im Weltall und Großmutter zieht Furchen« veröffentlicht.



Foto © Enrico Meyer

LESEPROBE

»DIE GESCHICHTE DES FRÖSTELNS«

*

BASEBALLSCHLÄGER

Am Dienstag darauf erhielt Howard einen Anruf von Bruna. Sie wollte sein Geschenk einlösen. Es gefiel ihr. Howard hatte also richtig gelegen mit seiner Idee. Der Laden, der ihm den Gutschein ausgestellt hatte, befand sich drüben in Halle. Am Freitagmittag trafen sie sich am Hauptbahnhof. Howard war eine halbe Stunde zu früh am Gleis, Bruna erschien erst kurz vor Abfahrt. Zu seiner Überraschung kam sie nicht allein.

»Das wollte ich mir nicht entgehen lassen«, sagte Stephanie zur Begrüßung. Howard war kurz sprachlos. Auf der Party, zwischen all den anderen, hatte er sich nicht getraut, sie nach ihrer Telefonnummer zu fragen. Er hatte sich gesagt, dass er sie ja spätestens in anderthalb Wochen wiedersah, wenn die Soziologie-Vorlesungen starteten. Jetzt trafen sie sich sogar früher wieder. Eigentlich war das fantastisch, doch die Sache mit Halle bereitete Howard Sorgen. Es war nicht die Umgebung, die er sich für ein Treffen mit ihr ausgesucht hätte. Gewissermaßen handelte es sich sogar um hochunsicheres Terrain.

Die Zugfahrt dauerte vierzig Minuten. Sie vertrieben sich die Zeit, indem sie grün gefärbten Rührkuchen aßen, der noch von Brunas Geburtstag übrig war. Howard hatte das Gefühl, dass Stephanie ihn genau beobachtete. Ihn, den Beobachter. Im Fokus von jemandem zu stehen, fühlte sich seltsam an. Vor allem, wenn dieser Mensch Stephanie war und Howard so gar keine Ahnung hatte, was sie überhaupt von ihm dachte.

Die Location, zu der sie mussten, befand sich ganz in der Nähe des Halleschen Bahnhofs.

Howard gab die Adresse in sein Handy ein. Das Navi führte sie zu einem unsanierten Backsteinhaus in einer wenig belebten Straße. Die Fassade war mit Graffiti besprüht, das Türschild glänzte neu. Sie gingen durch einen Hinterhof zu einer grau gestrichenen Eingangstür. Ein Mann in den Dreißigern öffnete ihnen und stellte sich als Ralf vor. Ralf hatte eine ruhige, fast schon sanftmütige Ausstrahlung. Während er sie nach drinnen führte, überlegte Howard, ob das im Gegensatz zu seinem Job hier stand oder ob es sich durch ihn sogar bedingte. Ralf lächelte sie an. »Habt ihr festes Schuhwerk dabei?« Fast gleichzeitig schauten sie an sich nach unten. Alle drei trugen sie normale Turnschuhe.

»Na ja, wird schon gehen. Wichtig ist, dass ihr euch gegenseitig im Blick habt und nicht zu nahe kommt.« Sie nickten und Ralf überreichte ihnen ihre Schutzkleidung. Sie bestand aus einem weißen Maler-Overall, einer Plastikbrille, Arbeitshandschuhen und einem Basecap. Als sie sich alles übergezogen hatten, führte er sie in den nächsten Raum, der wie eine Werkstatt aussah. An einer Wand hingen mehrere Baseballschläger, drei Vorschlaghämmer, zwei Eisenstangen und eine Axt. Es roch nach Sägespänen.

»Sucht euch einfach was aus!«, ermunterte sie Ralf. Bruna griff nach einem Vorschlaghammer. Stephanie ebenso. Howard zögerte. Im Prinzip ergab es keinen Sinn, dass er hier mitmachte. Aber anscheinend wurde genau das von ihm erwartet. Stephanie und Bruna schauten ihn erwartungsvoll an. »Nur keine Scheu!«, sagte Ralf und lächelte wieder. Howard griff nach einem Baseballschläger.

Nach einer kurzen Einweisung wurden sie in »ihren« Raum geführt. Howard musste zugeben, dass sich Ralf oder wer immer es gewesen war, Mühe mit der Einrichtung gemacht hatte. Der Boden war mit einem weinroten Teppich ausgelegt. In der Mitte des Zimmers befand sich ein gedeckter Tisch mit vier Stühlen. An der Stirnwand standen ein Kleiderschrank und zwei halbhohe Regale, die mit Nippes und Porzellanvasen dekoriert waren. Über den Regalen hing ein gerahmter Druck von Rembrandts Nachtwache. An der rechten Seite des Zimmers war ein alter Röhrenfernseher auf einer Kommode platziert. Daneben lehnte ein großer Spiegel. Es roch ein bisschen muffig, nach kaltem Zigarettenrauch und feuchter Wohnung. Howard hatte im Internet gelesen, dass die Möbel aus Haushaltsauflösungen stammten.

»Ich würde jetzt mal den Timer stellen, ihr habt dann eine halbe Stunde«, verabschiedete sich Ralf und schloss die Tür hinter sich. Howard, Stephanie und Bruna schauten sich an. Howard war unsicher, was er jetzt machen sollte. »Na dann«, sagte Bruna und schlug mit ihrem Vorschlaghammer einmal kräftig auf den Esstisch. Es knackte und klirrte. Die Tischplatte blieb heil, aber ein Gedeck zersprang. Bruna besah sich ihr Werk kurz, dann setzte sie ihre Arbeit fort. Sie zertrümmerte eine Kaffeekanne, mehrere Weingläser, Tassen, Teller und Untertassen. Es schepperte und knirschte. Je öfter Bruna zuschlug, desto mehr Gefallen schien sie daran zu finden. Mit dynamischen Schlägen malträtierte sie die Holzplatte und jubelte kurz auf, als der Tisch schließlich nachgab. Sofort wandte sie sich dem Fernseher zu. Mit ganzer Kraft haute sie in die Mitte der Mattscheibe, dass das Glas nur so splitterte.

Stephanie ging etwas zögerlicher an die Sache heran. Sie nahm sich zunächst den Rembrandt vor. Der erste Schlag war noch so vorsichtig, dass er kaum zu hören war. Der zweite kam schon mit deutlich mehr Wucht. Das Glas des Bilderrahmens zersplitterte, Scherben fielen auf den Boden. Stephanie haute ein weiteres Mal mit Schwung gegen das Bild, der Rahmen gab nach und krachte ebenfalls nach unten. Sie schob ihn mit dem Fuß beiseite, dann machte sie sich an die beiden Regale. Sie begann bei den Vasen und dem Nippes. Die kleinen Bruchstücke klimperten und flogen durch die Gegend. Die Idee mit der Schutzkleidung war also gar nicht so schlecht. Als das Porzellan komplett zertrümmert war, nahm sich Stephanie das Holz vor. Es war ein billiges, aber solide verleimtes Material. Steph musste viel stärker zuschlagen als bisher, um überhaupt etwas dagegen ausrichten zu können. Ihre Wangen röteten sich. Die Schläge klangen dumpf, sie folgten kurz und hart hintereinander. Die Bewegung war fast schon rhythmisch wie eine Basedrum.

Von Minute zu Minute steigerte sich der Lärm im Raum. Howard hatte das Gefühl, dass sich sowohl Bruna, die sich gerade an der Fernsehkommode zu schaffen machte, als auch Stephanie in eine Art Rauschzustand hineinhämmerten. Sie ächzten vor Anstrengung, sie ackerten, sie schwitzten. Gleichzeitig mussten sie sich vor splitternden und fallenden Teilen in Acht nehmen. Aber sie machten dennoch weiter. Kraftvoll und unaufhaltsam.

»Einmal so richtig Wut rauslassen und angestaute Aggressionen loswerden – das ist das Konzept unseres Wutraums«, hatte in der Beschreibung auf der Webseite gestanden. Howard wusste, dass Aggression wie eine Welle verlief, die einen Körper übermannte und dann irgendwann wieder losließ. Bei Stephanie und Bruna stellte sich das Verebben nach etwa fünfzehn Minuten ein. Sie waren den Umgang mit den Vorschlaghämmern nicht gewohnt. Dinge zu zertrümmern, war anstrengend. Völlig außer Atem lächelten sie sich an. Dann schauten sie zu Howard hinüber.

»Sag nur, du hast noch gar nichts kaputt gemacht?«, fragte Bruna fast schon ein bisschen enttäuscht.

»Mir reicht schon das Zugucken«, entgegnete Howard.

»Quatsch«, entschied Bruna, »fang mal mit dem Schrank da an. Den überlass ich dir gern.«

Sie ging ein Stück beiseite, damit er Platz hatte. Howard stellte sich mit seinem Baseballschläger vor den Kleiderschrank. Es war ein in die Jahre gekommenes Möbeldiscounter-Ding. Es sollte nicht allzu schwierig werden. Howard trat einen kleinen Schritt zurück. Er drehte seinen Körper in die Ausholbewegung, die er bei amerikanischen Baseballspielern schon häufig beobachtet hatte. Dann schlug er einmal hart zu. Der Schrank hielt stand. Er war robuster, als Howard angenommen hatte. Howard machte weiter. Er brauchte sechs Schläge, bis die linke Tür endlich in der Mitte durchbrach. Das Ganze war kräfteraubend und zäh. Howard mühte sich ab, er wollte vor den beiden Frauen auch nicht als Weichling dastehen. Aber egal wie hart er zuschlug, er kam in keinen Rausch hinein. Auch Bruna und Stephanie schien das aufzufallen:

»Du musst Sachen in dir hochrufen, die dich wütend machen«, empfahl ihm Bruna.

»Denk an etwas, dass dir so richtig auf die Ketten geht«, schlug Stephanie vor.

»Oder an jemanden«, ergänzte Bruna.

Howard dachte an seinen Cousin Gérard. An seine ehemaligen Mitschüler. An seinen Onkel Cornelius und zum Schluss sogar an seinen Vater. Doch es setzte keine zusätzlichen Kräfte in ihm frei. Es wurde ihm auch kein bisschen warm. Er fröstelte sogar noch unter seinem Anzug. Natürlich versuchte er, sich nichts anmerken zu lassen und die Zertrümmerung des Schanks eher als sportliche Herausforderung zu betrachten. Aber damit gaben sich seine Begleiterinnen nicht zufrieden.

Das dreiteilige Seminar für
Romanautoren fand statt zwischen
November 2020 und dem November
2021. Es wurde geleitet von der
Autorin **SANDRA HOFFMANN**
und dem Verleger **GUNNAR**
CYNYBULK (Kanon Verlag).

Die Bayerische Akademie des Schreibens
ist eine Kooperation zwischen dem
Literaturhaus München, dem Literaturarchiv
Sulzbach-Rosenberg und dem Bayerischen
Staatsministerium für Wissenschaft und Kunst

Weitere Informationen
Dr. Katrin Lange, Tel. 089-291934-23
klange@literaturhaus-muenchen.de
www.literaturhaus-muenchen.de/akademie

Stiftung Buch-, Medien- und
Literaturhaus München
Salvatorplatz 1, 80333 München
Tel. 089-29 19 34-0, Fax -19
www.literaturhaus-muenchen.de

Bayerisches Staatsministerium für
Bildung und Kultus, Wissenschaft und Kunst



Literaturarchiv
Sulzbach-Rosenberg e.V.



Literaturhaus
Oberpfalz



L I T E R
A T U R H
A U S M Ü
N C H E N